Paed.pr.
631
Fiche

Der gute Knabe.

…lungen eines Schullehrers

herausgegeben

von

Cesare Cantù.

Nach der zehnten Mailänder Ausgabe bearbeitet

von

C. K.

Mit einem Stahlstich.

Paed. Pr.
631
Fiche

Cantù, Ces.

DER St. BERNHARD.

Der gute Knabe.

Erzählungen eines Schullehrers

herausgegeben

von

Cesare Cantù.

Nach der zehnten Mailänder Ausgabe bearbeitet

von

C. K.

Mit einem Stahlstich.

Nördlingen.
Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung.
1848.

REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite.

1. Mein Elementarlehrer 1
2. Der kleine Jakob 14
3. Antonio Genovesi 16
4. Wer seine Ältern nicht ehrt, den verunehren die eigenen Kinder 17
5. Mein Großvater 20
6. Die Undankbarkeit 22
7. Schnell und gut sind selten beisammen 25
8. Lina oder Mitleid gegen die Thiere 27
9. Wer viel spricht, sich oft verspricht 29
10 Die Zunge hat kein Bein
Und bricht doch Manchem den Rücken ein 33
11. Der Spion 38
12. Der Jahresschluß 40
13. Der Zorn ist blind 44
1 . Vittorio Alfieri 49
15. Possen 52

Seite.

16. Der Lahme 55
17. Anton 61
18. Wer zufrieden ist, ist reich 68
19. Der schlechte Bezahler 74
20. Das Armenhaus 76
21. Das Gefängniß 82
22. Ehre den Lehrern! 85
23. Der Neidische 87
24. Die edelmüthigen Nebenbuhler 95
25. Verzeihen ist die beste Rache 98
26. Johann Karl Passeroni 100
27. Die Via mala oder Muth und Verwegenheit 103
28. Das Almosen 108
29. Frommer Sinn 112
30. Das gute Herz 116
31. Wer sich selbst hilft, dem hilft der Himmel 119
32. Schnelle Hülfe gedoppelte heißt,
Säumige Hülfe ist keine zumeist 122
33. Antonio Canova und die zarte Wohlthat 124
34. Battista Scorlino oder der erste Schritt 128
35. Martin der Schmied 134
36. Der St. Bernhard 140

An die deutsche Schuljugend.

Bei meinem letzten Aufenthalte in Oberitalien hatte ich mehrfach Gelegenheit zu beobachten, mit welchem Eifer und mit welcher Freude die Jugendschriften Cesare Cantu's von den Kindern jenseits der Berge gelesen werden. Daraus schloß ich, es müßten doch schöne Geschichten darin stehen, denn die lesen ja Kinder am liebsten. Und siehe da, ich hatte mich nicht getäuscht. Sogleich erwachte nun in mir die Lust, auch euch, ihr lieben Kinder der Heimath, die Freude zu bereiten, welche jene an den Geschichten fanden, und euch dieselben deutsch wieder zu erzählen. Damit habe ich jetzt den Anfang gemacht und wünsche nur, daß euch das Büchlein eben so sehr belehren als ergötzen möge, denn dazu ist es geschrieben. Ja ihr könnet aus demselben eigentlich noch mehr lernen als die italienische

Jugend, weil ihr darin nicht nur mit der Hauptsache (ich meine die sittlichen Lehren und Beispiele), sondern auch noch mit etlichen fremden Sitten, Gebräuchen und Verhältnissen bekannt gemacht werdet. Gefallen euch die Geschichten, so erzähle ich bald mehr.

Euer guter Freund:

der Uebersetzer.

An die Schullehrer.

Ohne Stolz, ohne Ansprüche, vernachläßigt und vielfach mißachtet bereitet Ihr den geistigen und sittlichen Fortschritt des künftigen Geschlechtes vor, dessen zarte Sprößlinge eurer Sorge anvertraut sind. Wohl Euch, wenn Ihr es mit Liebe, wenn Ihr es mit Geduld und Vertrauen thut! Die Welt kennt Euch nicht, aber sie erndtet die Früchte eurer Mühen.

Zum Beweise meiner Hochachtung und Zuneigung gegen einen so segenbringenden Stand widme ich Euch dieses für eure kleinen Zöglinge bestimmte Büchlein. Erfahren wie Ihr seyd werdet Ihr nicht nur begreiflich finden, warum ich gerade den hier gebotenen Stoff und gerade diese Form der Darstellung gewählt habe, sondern auch leicht im Stande sein

dasselbe zum Nutzen und Frommen der lieben Jugend zu gebrauchen.

Und so möge vorliegendes Werkchen die Einleitung zu zwei andern bilden, die ich unter dem Titel: **„der wahre Jüngling“** und **„der brave Mann“** für die Erziehung der erwachseneren Klasse bereits veröffentlicht habe. Nehmt es freundlich auf, lasset mich eure Wünsche, euren Rath darüber hören, und wenn es euch dem Zwecke, den wir gemeinschaftlich verfolgen, angemessen erscheint, so möge es ein Band seyn, das uns in gegenseitigem Wohlwollen und in dem vereinigten Streben, die Jugend unseres Vaterlandes zu ächter Weisheit, zur Religiösität heranzubilden, noch inniger umschlinge.

Mailand, Ostern 1837.

Cesare Cantu.

Kurze Notiz über den Verfasser

des

„guten Knaben“ (Buon Fanciullo.)

Der berühmte deutsche Rechtslehrer, der jetzige Präsident der 2. Kammer in Baden, Prof. Mittermaier sagt in seiner Schlußbetrachtung über italienische Zustände:

„Wer Italien, wie es noch vor 40, selbst noch vor 30 Jahren war, mit dem heutigen vergleicht, erkennt die Riesenfortschritte des herrlichen Landes. Wo einst in wenigen Gemeinden Schulen bestanden, erblicken wir jetzt mit jedem Jahr die Zahl der Volksschulen, der Kleinkinderbewahrungsanstalten und technischen Schulen sich vermehren. Wo einst das Volk sich selbst überlassen dahinlebte, haben die Sorgfalt der Regierungen und die Bemühungen edler Männer Schulen in allen Richtungen ins Leben gerufen. Nützliche, Herz und Verstand anziehende, inter-

essant geschriebene Volksschriften werden verbreitet und erheben die Gemüther, die einst der Müssiggang niederdrückte.

Was Mittermaier hier von dem ganzen gesegneten Lande aussagt, findet seine vollkommenste Anwendung auf den nördlichen Theil desselben, auf die Lombardei. Der östreichischen Regierung gebührt Dank in vollem Maaße auch für das, was sie durch moralische Institute und Unterricht für ihre italienischen Unterthanen gethan hat und noch thut, ja sie dürfte darin leicht allen übrigen Regierungen Italiens zum Muster dienen. Wenn Mittermaier aber der besseren Volks- und Jugendschriften erwähnt, so ist unter den Verfassern derselben Cesare Cantu in der Lombardei ohne Zweifel an die Spitze zu stellen. Derselbe hat sich zwar als Schriftsteller hauptsächlich durch seine Universalgeschichte berühmt gemacht (die bereits ins Französische übersetzt ist), aber auch in andern Gebieten der Literatur hat er eine Anzahl höchst werthvoller Schriften geliefert, und die zahlreichen Auflagen derselben sind wohl der sprechenste Beweis für ihre Anerkennung.

Von den auserordentlich günstigen Urtheilen, die neuerdings über Cantu gefällt worden sind, möge es genügen nur zu erwähnen:

Im Anfange des vorigen Jahres brachte die Allg. Ztng. eine ausführliche Recension der Universalgeschichte,

worin die Bedeutung des Werkes auch für Nichtitaliener nachgewiesen wird. Dasselbe Blatt erwähnt (17. Juni 45.) Cantu's auf die ehrenvollste Weise, bei dessen Anwesenheit in München. Die Kölner Zeitung sagt in einem Artikel (8. Juni 46.) über ihn und seinen jüngern Bruder Ignaz Cantu, der ebenfalls als gediegener Literat bekannt ist: „Die Gebrüder Cantu spielen in der italienischen Literatur dieselbe Rolle, wie sie die beiden Grimm oder Schlegel im deutschen Schriftwesen repräsentirt haben, wenn auch ihr Einfluß sich nicht auf demselben Gebiete geltend macht. Sie haben bereits von allen italienischen Regierungen und auch vom Kaiser von Oestreich ehrenvolle Anerkennungszeichen empfangen."

In der Beil. zur All. Ztng. vom 18. Juli 46. kündigt Alf. Reumont eine Uebersicht der mailändischen Geschichte von Ces. Cantu mit den Worten an: „Daß sie gut und lebendig geschrieben ist, läßt schon der Name des Vf. erwarten, der unter den neuern italienischen Historikern in die vorderste Reihe zu stellen ist, wo es auf das Geschick ankommt, eine Epoche auf geistreiche Weise und mit Hineinziehung des Bildungszustandes und des Anekdotischen zu characterisiren." Sodann wird ein Fragment mitgetheilt, welches die Lombardei unter der spanischen Herrschaft schildert.

Margherita Pusterla ein Roman von C. C., der

sich den modernen französischen und englischen kühn an die Seite stellen darf, ist der Liebling der gebildeten Italiener, die Jugendschriften (bon fanciullo, il giovinetto, il galantomo) sind die gewöhnliche Lectüre der italienischen Schuljugend.

1.

Mein Elementarlehrer.

Als ich noch ein kleiner Knabe war, wie ihr jetzt seyd und in die Schule ging, um lesen, schreiben und rechnen zu lernen, ward mir durch die Gnade des Herrn ein guter Lehrer zu Theil, denn ein guter Lehrer ist wahrhaft eine Gnade des Herrn. In seiner ersten Jugend hatte er Kriegsdienste gethan, und sich viel in der Welt umgesehen, ohne jedoch jenes stolze und prahlerische Wesen mit zurück zu bringen, das Manche im Kriegerleben sich aneignen. Verabschiedet und nach Hause zurückgekehrt legte er einen kleinen Laden an: aber verschiedene Umstände brachten sein Geschäft so herunter, daß er den Handel aufgeben mußte, und nun eröffnete er in seiner und meiner Heimath eine Winkelschule.

Anfangs fürchteten die Leute, er werde sich in ein so geringes Amt nicht zu schicken wissen, denn sie kannten ihn eines viel besseren fähig: aber er erklärte, daß der Beruf des Lehrers zu den ehrenvollsten gehöre, daß es kein nützlicheres und wichtigeres Geschäft geben könne, als die

Kleinen zu erziehen, die da einst Männer, Bürger, Hausväter werden sollen, und daß ja auch Jesus Christus unser Vorbild selbst sich gerne den Lehrer nennen ließ. und wollte, daß man die Kindlein zu ihm kommen lasse. Sodann fügte er hinzu, wenn Einer ein Amt, einen Beruf, irgend eine Beschäftigung übernommen hat, so soll er auch die damit verknüpften Pflichten auf eine solche Weise erfüllen, daß er sich die Liebe und Achtung seiner Nebenmenschen erwerbe, und den Forderungen des eigenen Gewissens genüge.

Und glaubt nicht, daß er nur schöne Worte gesprochen, nein, er verwirklichte und bewährte sie auch durch die That.

Zuerst richtete er seine Sorge darauf, sich selbst gut zu machen, denn wenn er schlecht gewesen wäre, wie hätte er den Muth haben können, uns das Gute, die Tugend anzuempfehlen? Daher war er in seiner Familie der beste Vater, der verständigste Gatte, den man nur finden konnte, nie traf man ihn im Wirthshaus an; nie sahe man ihn Umgang pflegen mit den Unruhstiftern, mit den Verläumdern und mit den Tagdieben; in Erfüllung seiner religiösen Obliegenheiten war er der Erste; er wußte alle die schönen Geschichten der heiligen Schrift; er verstand gar wohl die Psalmen die Sprüchwörter Salomo's und legte sie uns aus; er war aufmerksam und andächtig während des

Gottesdienstes, ehrerbietig gegen die Geistlichen: so daß unsere Aeltern, wenn sie uns zur Kirche schickten, statt aller Ermahnungen nur zu sagen pflegten; „Mache es wie es dein Lehrer macht.

Sicherlich wird auch er seine Fehler gehabt haben, weil Niemand ohne dieselben ist, aber wir bemerkten sie nicht, weil wir ihn gerne hatten und weil gute Kinder immer geneigt sind, alle Andere für gut zu halten, insbesondere aber Diejenigen, welche sich durch Unterricht und Erziehung so große Verdienste um sie erwerben.

Wie liebevoll und geduldig er in der Schule war, kann ich gar nicht beschreiben. Er behandelte uns, als ob wir seine eigenen Kinder gewesen wären, machte keinen Unterschied zwischen dem Reichen und dem Armen, zwischen demjenigen, der ihm Geschenke brachte und dem, der dieses zu thun nicht im Stande war, zwischen dem gut und dem ärmlich Gekleideten, wenn nur unsere Kleider reinlich und ordentlich, die Haare gekämmt, Hände und Gesicht sauber gewaschen waren: „Ihr Alle, sagte er, seyd Kinder eines und desselben Stammvaters Adam, alle von Gott erschaffen, alle durch Jesum Christum erlöset: und dereinst habt ihr alle ein gleiches Ende, indem ihr den Leib auf dem Friedhofe zurück lasset und zum Gerichte des Herrn nichts weiter mitbringet, als euren Glauben und die guten Werke, die aus dem Glauben kommen. Ihr müßt euch also Alle als gleich

betrachten. — Sehet nur hin auf das Verhältniß der Geschwister zu einander! Wenn schon von verschiedenem Alter, von verschiedener Größe, Gestalt und Kleidung, so sind sie deßhalb doch gleich und diese Gleichheit ist durchaus nicht hinderlich, daß die Kleinern den Größern die schuldige Achtung bezeigen. So muß es werden in dieser Menschenwelt, die ja nichts Anderes ist, als eine große Familie. Wie Geschwister müßt ihr euch lieben, euch freuen mit den Fröhlichen und trauern mit den Trauernden, einander beistehen und mit friedlichem und wohlthätigem Sinne die Leiden und Übel, welche unsere Mitgabe sind in diesem Erdenthale, einander zu erleichtern suchen. Aber jenseits dieses Thales liegt unser wahres Vaterland, wo die reinste innigste Liebe im Schooße der höchsten Liebe unsere Seligkeit sein wird. So redete zu uns mein Lehrer.

Unter uns Schülern waren einige recht arm, so arm, daß sie nicht genug Brod hatten, um sich zu sättigen. Wenn wir nun unsere von der Mutter gefüllten Eßkörbchen zur Hand nahmen und es uns wohl schmecken ließen, ohne nur daran zu denken, daß andre Hunger litten, pflegten jene sehnsüchtig, verlangend und schweigend uns zuzusehen. Der Herr Lehrer aber, der uns alle kannte und diesen Armen die Noth am Gesicht ansahe, fragte uns: Sagt mir einmal, ihr Knaben, wenn sich unter euch Einer fände, der Hunger hätte und nichts zu essen, was würdet ihr thun?

Ohne uns lange zu bedenken, antworteten wir: wir würden mit ihm theilen: — ich würde ihm das Stück Brod geben: — ich diesen Apfel: und so bot ein jeder von dem an, was er hatte.

Dann fuhr er fort: Nun gut, da ist gerade so Einer und deutete mit dem Finger auf ihn hin. Sogleich zeigte sich unter uns ein wahrer Wetteifer, wer ihm am meisten geben könne, so daß er häufig nicht nur sich sättigte, sondern auch den Seinigen zu Hause von dem Uebrigen eine kleine Erquickung bereiten konnte. Dieser Unglückliche hatte uns dann gar lieb, weil wir ihm beigestanden hatten, und wir hatten ihn gar lieb, weil wir ihn mit einer Kleinigkeit erfreuen konnten. Und wenn wir sahen, wie vergnügt er über unsere kleinen Gaben war, so hatten wir dadurch einen weit höhern Genuß, als wenn wir sie selbst verzehrt hätten. Es ist eine große Freude wohlzuthun! Versucht es nur, ihr Knaben, und ihr werdet diese Freude selbst empfinden.

Von der Geduld meines Lehrers will ich euch nur Folgendes erzählen. Es gab unter uns welche, die nie fertig wurden mit Lernen und deßhalb hinter den Andern zurückblieben; sie waren nicht bösartig, denn wie könnten sich Böse finden in dem Alter der Unschuld? — aber unruhig, übermüthig, eigensinnig, schwatzhaft. Dennoch behandelte sie der Herr Lehrer immer mit Liebe: er machte

ihnen bemerklich, wie unrecht sie thäten, tadelte sie in der Regel nicht gleich, sondern erst, wenn sie ihr Unrecht eingesehen hatten. Und weil wir ihn sehr liebten, so hatten wir, so oft wir ihm Veranlassung gaben mit uns unzufrieden zu seyn, nichts eiligeres zu thun, als ihn um Verzeihung zu bitten. Ja wenn einer unserer Kameraden dem Herrn Lehrer Verdruß bereitet hatte, so vermieden wir an diesem Tage seine Gesellschaft und duldeten ihn nicht bei unseren Spielen, so daß er in sich ging, wieder brav wurde, und dann waren auch wir wieder mit ihm einig und seine guten Freunde.

Mit Mißvergnügen muß ich euch hier bekennen, daß ich in den ersten Monaten, in denen ich bei diesem Lehrer bald die Anfangsgründe im Lesen, Schreiben und Rechnen lernte, zuweilen unbesonnen und unruhig war, wie man's nur seyn kann.

Unruhig, als ob ich Quecksilber im Leibe hätte, störte ich durch Plaudern meine Nachbarn und, was noch schlimmer war, ich that ihnen allerhand Schabernack an, indem ich bald diesem einen Nasenstüber gab, bald jenem auf den Fuß trat, bald einen, während er schrieb, mit dem Ellenbogen stieß, damit er eine Kritzelei machte, bald dem andern die Feder aus der Hand zog, um ihm die Finger zu beschmutzen. Eine Zeit lang hatte der Lehrer Nachsicht, machte mir begreiflich, daß dieß gar nicht hübsch sey, daß wir einander

Freude machen, nicht Spott und Unarten mit einander treiben müßten. Ich hörte zu, schien auch für den Augenblick gerührt, betrug mich aber Tags darauf eben so unartig. Nun drohte er, es meinen Aeltern zu sagen: Da nahm ich mich einige Tage zusammen, dann fing ich wieder von vorne an. Was that er jetzt? Er setzte mich auf ein besonderes Bänkchen, wo ich Niemand mehr ein Leid anthun konnte. Den ersten und zweiten Tag kam mir meine Strafe noch erträglich vor. Mit den Andern redete er, hörte sie an, tadelte und lobte, mich schien er gar nicht zu bemerken. Da fing ich an, mich unaussprechlich zu schämen; begegneten mir meine Kameraden oder Verwandte desselben auf der Straße, so kam es mir vor, als müßten sie mich verspotten oder gar verachten und bei dem Gedanken daß es meine Mutter erfahren könne, zitterte ich.

Am dritten Tage kam der Herr Pfarrer in die Schule, ein wahrer Geistlicher, der, voll Zuneigung zu uns Knaben uns von Zeit zu Zeit besuchte, um zu sehen was wir trieben und uns den Katechismus zu erklären. Ihr könnt euch denken, was für ein Schmerz das für mich war, mich so von den Andern abgesondert finden lassen zu müssen! Jeden Augenblick dachte ich, würde er kommen und mir einen tüchtigen Verweis geben. Aber statt dessen betrachtete er die Hefte meiner Mitschüler, fragte einige, ließ sich vom Herrn Lehrer sagen, welche die bravsten wären und lobte

sie, erkundigte sich nach den Unruhigen, und tadelte sie liebreich. Was hätte ich nicht darum gegeben, um wenigstens unter diesen zu sein! Aber nein, meiner wurde auch nicht mit einem Worte gedacht, als ob ich ein Pflog von der Tafel gewesen wäre.

In Wahrheit, als ich den Herrn Pfarrer so fortgehen sahe, da hätte mir das Herz brechen mögen; ich weinte bitterlich, lief hin zu dem Herrn Lehrer und bat ihn, mir zu verzeihen, daß ich nicht früher schon mein Unrecht eingesehen habe, und gab viele andere Versprechen, die ich vor Schluchzen kaum vorbringen konnte. Der Lehrer beruhigte mich freundlich und verlangte, daß ich knieend und mit gefalteten Händen um Verzeihung bäte, nicht etwa ihn, sondern den lieben Gott, der unser Aller Vater ist und seinen lieben Sohn, den liebevollsten Kinderfreund, und daß ich meinen Mitschülern verspräche, mich nie wieder so gegen sie zu betragen.

So endigte die Sache. Außerhalb der Schule wurde nichts ruchbar davon, wenigstens habe ich nichts davon bemerkt, bei mir selbst aber war ich fest entschlossen, diesen Schandfleck durch eine gute Aufführung auszuwischen: und ich nahm mich wohl in Acht, mein Versprechen zu brechen, da ich meinen Lehrer oft sagen hörte, daß die Lügner und die Heuchler dem Herrn am allermeisten mißfallen.

Niemals habe ich ihn einen schlagen sehen. Wie

hätte er uns auch mißhandeln können, da er durchaus nicht duldete, daß wir den Thieren ein Leid anthäten. Wenn er erfuhr, daß einer von uns einen Hund, oder ein Kalb, das man zur Schlachtbank führte oder irgend ein anderes Thier unbarmherzig behandelt hatte, so strafte er ihn ernstlich. Hättet ihr nur gehört, was er eines Tages zu einem Schüler sagte, der ein Nest voll junger Schwalben heruntergeworfen hatte! Er schilderte uns den Schmerz der Schwalbenmutter so ergreifend, daß mehr als einem unter uns die Thränen in die Augen traten. Dann fügte er hinzu, daß wir, noch nicht im Stande unsers Gleichen zu helfen, den armen Thieren wenigstens die Schmerzen ersparen sollten; daß auch sie Geschöpfe Gottes seyen, wenn auch nicht mit Vernunft begabte; daß auch sie fähig seyen, Schmerz zu empfinden und daß, wer mit ihnen grausam umgehe, sein Herz verhärte, und sich dann nicht mehr scheue, auch seinem Nebenmenschen Schaden zuzufügen.

Noch will ich euch erzählen, wie wir eines Tages beim Herausgehen aus der Schule einem Esel begegneten, der ruhig seines Weges nach der Mühle zog. Wir Buben, nicht wissend was wir thaten, fingen an zu schreien: Oho ein Esel, ein Esel, und gingen ihm dann zu Leibe, der eine mit dem Tintenstecher, der andere mit dem Bücherriemen, noch andere mit Stöcken. Tags darauf hielt uns der Lehrer eine Strafpredigt, die ich heute noch nicht vergessen

habe; jenen ganzen Tag und den folgenden war er ungewöhnlich ernst, und länger als eine ganze Woche ließ er uns Alle die Strafe fühlen.

Aber errathet ihr wohl, worin die Strafe bestand? Darin, daß er uns keine Geschichten mehr erzählte. Ihr müßt nämlich wissen, daß er uns oft schöne unserem Alter angemessene Erzählungen mittheilte, dürft aber nicht glauben, daß das so abgeschabtes Zeug war, wie es zuweilen die Ammen erzählen, vom Fürchten, von Räubern, Hexen und dergleichen, nein, es waren kleine einfache Ereignisse, die er entweder selbst erlebt oder, von Andern gehört oder in seinen Büchern gelesen hatte, die aber alle bezweckten, was er selbst immer vor Augen hatte, uns alle nämlich zu guten Menschen zu erziehen. Mit der größten Aufmerksamkeit hörten wir ihm zu, denn das gefiel uns gar wohl, und wenn er dann eine Erzählung beendigt hatte, fragte er uns darüber aus; z. B.: Scheint euch das nachahmungswürdig? oder: Scheint euch das nicht verabscheuungswerth? Manchmal hielt er auch mitten in der Erzählung inne und stellte die Frage an uns: Nun, was hättet ihr in diesem Falle gethan? oder: Meint ihr, daß dieser gut oder schlecht gehandelt hat? Wir dachten eine kleine Weile darüber nach, sagten dann Ja oder Nein, und darauf bewies er uns, ob wir Recht oder Unrecht hätten.

Diese Erzählungen mußten wir ihm sodann wiederholen,

und auf diese Weise merkte er, ob wir aufmerksam gewesen waren. Ich, der ich nach jenem unartigen Betragen verständiger geworden war, hörte jetzt besonders aufmerksam zu und freute mich, wenn die Reihe des Wiedererzählens an mich kam. Oft konnte ich mit ziemlicher Genauigkeit am Montag wiederholen, was der Herr Pfarrer am Sonntag gepredigt hatte. Dafür belohnte der Lehrer mich und die anderen Vorgerückteren dadurch, daß er uns den Auftrag gab, diejenigen auf unserer Bank, welche weniger wußten, zu unterrichten. Welche Freude gewährte uns das, ihnen auseinanderzusetzen und zu erklären, was sie nicht verstanden hatten! Und sie schienen es leichter zu begreifen, da sie es aus dem Munde ihres Gleichen hörten, und da wir sie so lange wiederholen ließen, bis sie es ganz und gar erfaßt hatten: uns aber gereichte es zu ganz besonderem Vergnügen, uns unsern Mitschülern nützlich machen und dem Herrn Lehrer zeigen zu können, was sie durch uns gelernt hatten.

Wenn dann der Herr Pfarrer wieder kam, ließ er sich auch eine dieser kleinen Geschichten von uns erzählen und beschenkte uns mit irgend einem hübschen Bildchen, das wir im Bewußtsein unserer Verdienste wie einen Schatz aufhoben. Noch jetzt bewahre ich sorgfältig einige dieser kleinen Bildern in meinen Büchern, und wenn sie mir beim Lesen zu Gesicht kommen, fühle ich mich in jene schönen Jahre der Kindheit zurückversetzt.

Im Hause meiner Ältern wohnte auch mein Großvater, ein guter Kreis, der mich täglich entweder auf seinem Spaziergang, auf dem ich ihn begleiten durfte, oder während wir bei Tische oder am Kamin saßen, ausfragte, was ich gelernt habe. Daher konnte ich die Stunde nicht erwarten, wo der Herr Lehrer uns etwas Neues lehrte, damit ichs ihm wiederholen konnte. Er gab mir dann bald einen Apfel, bald eine Brezel, manchmal auch ein kleines Geldstück; aber mehr als das Obst, Backwerk und Geld freute es mich ihn sagen zu hören: „Gut" und „wenn du so fortfährst, wirst auch du ein braver Mann werden."

Nun bin ich herangewachsen und groß geworden und Gott sei Dank! ich habe mich als braver Mann bewährt. Dafür bekenne ich mich jenem Lehrer verpflichtet, der mich von Kindheit an unterwiesen hat, Gott und den Nächsten zu lieben, Andern zu thun was ich mir selbst gethan wünsche, Fehler zu entschuldigen und Beleidigungen zu verzeihen.

Ihr Knaben — das wiederholte er oft — seyd gleich einem weißen Tuche, welches jede Farbe annimmt, die man ihm gibt, aber einmal gefärbt sehr schwer die erste Farbe gegen eine andere vertauscht. Daher kommt sehr viel darauf an, daß die erste Farbe keine unächte sey.

Jetzt sehe ich ein, wie sehr er recht hatte, weil ich noch heute, wenn ich irgend etwas zu thun vorhabe, mich

der guten Lehren erinnere, die er mir damals gab und die mir damals nur gegeben zu seyn schienen, um die kleinen und geringfügigen Angelegenheiten des Knabenalters zu ordnen. Ja manchmal kommt mirs fast vor, als ob er schon vorausgesehen hätte, was mir begegnen werde, wenn ich erwachsen sein würde.

Auch seine Erzählungen habe ich nicht vergessen, vielmehr habe ich sie gesammelt, und es sind eben dieselben, die ich euch nun mittheilen will, meine lieben Kinder, mit dem herzlichen Wunsche, daß sie dazu beitragen mögen, auch euch zu wackern Männern heranzubilden. In andern Büchern mögen sich leicht schönere finden, aber diese sind mir lieb und theuer, weil sich an dieselben Erinnerungen an meine Kindheit und an meinen Lehrer knüpfen, der mir unvergeßlich bleiben wird und, welchen in mein Gebet einzuschließen ich nie unterlasse. Wenn sie auch euch, lieben Kinder, nicht mißfallen, wenn sie bewirken, was durch sie bewirkt werden soll, nämlich, euch gut zu erhalten und noch besser zu machen, so wollet darum meinem Elementarlehrer recht wohl und auch ein wenig mir, der ich sie für euch gesammelt habe.

2.

Der kleine Jakob.

Am Tage vor dem heiligen Pfingstfest spielte der kleine Jakob, der Sohn eines sehr wohlhabenden Gutsbesitzers, mit einem Bauernjungen seines Alters im Hofe, als der Bediente ihn zum Mittagessen rief. „Laß dirs wohlschmecken, sagte der Bauernknabe, ich will hier auf dich warten.“

„Aber gehst denn du nicht auch nach Hause zum Essen?“ fragte ihn der kleine Jakob.

„Ich ginge schon, antwortete er seufzend, aber wir haben zu Hause nichts zu essen!“

Der kleine Jakob ging ins Haus, umarmte seinen Vater und sagte: „Väterchen, das Festkleid, das du mir zu kaufen versprochen hast, wie viel mag das wohl werth seyn?“

„Sechs Thaler; warum?“

„Warum? Ja weil ich — aber nicht wahr du wirst

nicht böse mit mir? — weil ich dich bitten möchte, mir lieber die sechs Thaler zu geben."

Der Vater willigte ein, und ich bin gewiß, daß ihr lieben Kinder schon errathen habt, wie der kleine Jakob das Geld angewendet hat.

3.

Anton Genovesi.

Vor nicht gar langer Zeit lebte in Neapel ein ehrenwerther Mann, der Abt Antonio Genovesi, der viele Bücher auch für die Jugend, geschrieben hat. Während dieser einmal in der Schule, bei welcher er als Lehrer angestellt war, Unterricht gab, zeigte sich unter den Zuhörern auch sein Vater. So wie Genovesi, denselben erblickte, stand er auf, nahm seine Mütze ab und setzte in dieser Haltung den Unterricht fort, so lange sein Vater dablieb.

Ihr könnt euch denken, wie sehr über ein solches Benehmen die Schüler erbaut und der gute Alte erfreut war, und werdet mir gewiß gern beistimmen, wenn ich ausrufe: Das war ein braver Mann!

4.

Wer seine Aeltern nicht ehrt, den verunehren die eigenen Kinder.

Ein junger kaum zum Manne herangewachsener Herr heirathete eine Städterin, die zwar reich war an Gütern, aber arm an dem, was den wahren Reichthum ausmacht, an Herzensgüte.

Ich will euch weder Namen noch Wohnort nennen, denn wenn ich mich auch genöthigt sehe, euch die Fehler und Sünden der Menschen zu enthüllen, so will ich nicht, daß ihr eine übelwollende Gesinnung gegen die Sünder selbst heget.

Der Vater dieses jungen Herrn war schon bejahrt und hatte sein ganzes Leben hindurch sich abgemüht, seinen einzigen Sohn dereinst im Wohlstande zu hinterlassen. Aber verschiedene Krankheiten hatten seine Gesundheit dermaßen geschwächt, daß er fast blödsinnig wurde. Da wäre es nun Pflicht des Sohnes und der Schwiegertochter gewesen,

ihn zu bemitleiden, mit Liebe ihm die Last der Jahre und der Leiden zu erleichtern und sich dankbar zu zeigen für die früher erhaltenen Beweise seiner väterlichen Fürsorge. Aber, könnt ihr es wohl glauben? statt dessen behandelten sie ihn auf die übelste Weise. Wenn sich der arme alte Mann ans Kamin setzte und die Schuhe auszog, um die Füße zu wärmen, schalten sie ihn ungeschliffen und jagten ihn fort; wenn er nicht gleich verstand, was man ihm gesagt hatte, lachten sie ihm ins Gesicht, nannten ihn tölpisch und kindisch, oder wenn er beim Essen ein wenig Fleischbrühe auf das Tischtuch fallen ließ oder ein Glas umstieß, so erhoben sie einen unsäglichen Lärm.

Ja so weit ging die Unmenschlichkeit dieser beiden Gatten, daß sie ihn nicht mehr an ihrem Tische duldeten, sondern ihn an einem besondern Tischchen in der Küche, überlassen den Späßen der Dienstboten und eines ihrer Knaben, essen ließen. Ich muß euch nämlich sagen, daß sie einen Knaben von ohngefähr vier bis fünf Jahren hatten, der sehr lebhaft und sonst wacker war, aber leider durch das böse Beispiel seiner Ältern gelernt hatte, seinen Großvater unartig, ja verächtlich zu behandeln.

Dieser Junge kam einmal in den Saal gelaufen, wo sichs seine Ältern eben wohl schmecken ließen und erzählte ihnen, daß der alte Schwätzer die Suppenschüssel habe hinfallen lassen und daß sie in Stücken zerbrochen sey.

Unwillig fuhren diese den armen Alten an und befahlen, daß ihm von nun an das Essen in einem hölzernen Napfe gereicht werde, wie den Hunden.

Welch' traurigen Einfluß solche Auftritte auf den Knaben haben mußten, zeigte sich nur zu bald. Wenige Tage nachher fanden ihn seine Ältern im Garten damit beschäftigt, die Scherben der von seinem Großvater zerbrochenen Schüssel, zusammenzufügen: er paßte sie aneinander an, durchbohrte sie mit einem Stifte und flickte sie dann mit Eisendraht zusammen, wie die Töpfenbinder zu thun pflegen.

Lächelnd und liebkosend näherten sich ihm seine Ältern und fragten ihn, was er da mache.

„Was ich da mache? versetzte der Kleine, ich bringe die Schüssel wieder in Ordnung, in welcher ich euch zu essen geben will, wenn ihr alt geworden seyd". Die Beiden sahen sich an und erblaßten. Sie sahen recht gut ein, daß Jeder darauf gefaßt sein muß, von seinen Kindern so behandelt zu werden, wie er seine Ältern behandelt hat.

5.

Mein Großvater.

Jedes Jahr, wenn ich gegen das Ende der Schulferien im Begriffe stand, mein Dörflein zu verlassen und wieder zu den Studien in die Stadt zurückzukehren, nahm mich der Großvater mit auf sein Zimmer und versah dort meine kleine Börse mit etlicher Münze, womit ich mir irgend ein gutes Buch kaufen, mir ein erlaubtes Vergnügen bereiten, überhaupt meine kleinen Bedürfnisse hinlänglich befriedigen konnte. Dann sprach er etwa so zu mir: „Liebes Kind, du fängst das Leben an, ich habe es beinahe beendigt. Gott weiß, ob du mich noch am Leben finden wirst, wenn du wieder in deine Heimath zurückkehrst. Was sich aber auch ereignen mag, so wollen wir den Herrn preisen, der Alles zu unserem Besten macht. Aber sowohl während deiner Entfernung als nach meinem Tode bestrebe dich immer das zu seyn, wofür du von mir gehalten zn werden wünschest. Ferner, wenn du im Begriff bist, irgend eine

Handlung zu vollbringen, so denke an diese vier Dinge: Gott sieht mich; — wie würde ich urtheilen, wenn diese That ein Anderer begänge? — was würde die Folge sein, wenn Alle so handelten? — was würde mein Großvater dazu sagen, wenn er es wüßte?

Hierauf ließ er mich niederknieen und .... Schon bei dem blosen Gedanken daran kommen mir die Thränen in die Augen. Als wenn es gestern gewesen wäre, sehe ich den guten Alten noch vor mir, wie er, die Mütze abziehend und sein kahles Haupt entblößend, seine Augen zum Himmel erhob, seine Hände auf mein Haupt legte und mich segnete.

Dieser Segen erhob mein Gemüth und stärkte mich zu guten Handlungen, ja es kam mir vor, als spräche Gott selbst zu mir durch seinen Mund. Jene guten Lehren blieben meinem Herzen tief eingeprägt und so oft mir die Gelegenheit ward, etwas Gutes zu thun, dachte ich: wenn ich das thue, wird mich mein Großvater dafür segnen.

O wie köstlich ist der Segen der Alten! Wie sind ihre Rathschläge so klug! Kinder, wenn ihr in eurem Hause einen Alten habt, so ehret ihn und bittet Gott, daß er ihn euch noch eine Zeitlang erhalte, denn gesegnet ist das Haus, wo Greise wohnen!

6.

Die Undankbarkeit.

In Indien fiel einmal ein König in einen Fluß. Ein treuer Sclave eilte herbei, sprang hinein, schwamm ihm nach, ergriff ihn bei den Haaren und brachte ihn glücklich ans Land. Als der König wieder zu sich gekommen war, fragte er, wer ihn aus dem Wasser gezogen habe und man zeigte ihm seinen Retter, den Sclaven. Jedermann erwartete, daß er ihn edelmüthig belohnen werde, aber im Gegentheil, mit finsterer Miene machte er ihm Vorwürfe, daß er es gewagt habe, Hand an seinen König zu legen und ließ ihn auf der Stelle umbringen.

Solcher Undank erregt in euch Schauder und Abscheu, ihr Kinder, die ihr gewohnt seyd wohlzuthun nicht nur denen, die euch wohlthun, sondern auch denen, die euch Böses zufügen. Aber leider gibt es solche, denen die Dankbarkeit eine Last ist und die am Ende noch diejenigen hassen, von denen sie mit Wohlthaten

überhäuft worden sind. Seyd aber fest überzeugt, daß die böse That auf das Haupt des Thäters zurückfällt, wie es jenem König in Indien geschah.

Als derselbe nämlich ein anderes Mal betrunken über einen kleinen See fuhr, fiel er abermals ins Wasser. Leicht hätten ihn die Schiffer retten können, aber sie ließen ihn ertrinken und wer ihnen deßhalb Vorwürfe machte, dem antworteten sie: „Wir erinnerten uns des umgebrachten Sclaven."

Diese Leute waren Barbaren, da sie Böses mit Bösem vergalten; aber die Erzählung lehrt euch, daß Dankbarkeit Gott und Menschen wohlgefällt und uns selbst durch Liebe und Gegenliebe beseligt.

„O Bäumlein an der Quelle Rand,
Hast nicht Gefühl, hast nicht Verstand?
Die Welle murmelt dir den Gruß
Und netzt und feuchtet deinen Fuß.

Sie führt dir kühle Nahrung zu
Und schmücket dich mit Blüth und Laub:
Du schweigst und sagest nichts dazu.
Ei Bäumlein, bist du stumm und taub?"

Das Bäumlein spricht: „Mein liebes Kind,
Ich bin ja nicht, wie Menschen sind.
Ich zahle ja den Dank zurück
Mit manchem grünen Liebesblick.

Ich biete ja dem guten Bach
Zur Sommerzeit mein Blätterdach
Und schütz' ihn vor der Sonne;
Das Danken ist mir Wonne!

Du hast Gefühl und hast Verstand,
Hast einen Mund und eine Hand:
Wenn du das Danken doch vergiß'st
Schäm' dich, daß du kein Bäumlein bist.

7.

Schnell und gut ist selten beisammen.

Am frühen Morgen sprang der Kaufmann Raffael in seine mit einem Pferde bespannte Kalosche und fuhr in größter Eile davon, denn er wollte bei guter Zeit auf den Markt kommen.

Noch vor dem Wegfahren sagte sein Vater zu ihm: Nimm dir Zeit, lieber Sohn, erinnere dich des Sprüchwortes:

„Zum Gehen nimm dir Zeit,
So gehst du gesund und weit",

oder jenes andere:

„Schiffe dich nur langsam ein,
Willst du bald am Ziele seyn".

Raffael hörte jedoch nicht auf die wohlgemeinten Worte des Vaters, sondern fuhr seines Wegs dahin, ohne sich weiter viel um Pferd und Wagen zu kümmern. Nun fehlte aber dem Pferde an einem der Hufeisen ein Nagel und es dauerte gar nicht lange so fing das Eisen an zu schlottern, dann fiel es ganz ab.

Weder ein Dorf noch eine Schmiede war in der Nähe, es blieb daher nichts anderes übrig, Raffael mußte, so gut es eben gehen wollte, weiter fahren und weil der Weg an manchen Stellen steinig war, wurde das Pferd lahm.

Und siehe da, als er jetzt durch einen Wald fuhr, kamen Straßenräuber und verfolgten ihn. Er wollte entfliehen, setzte das Pferd in Gallopp und wäre auch gewiß entkommen, denn sein Brauner war sonst ein guter Läufer. Aber durch das fehlende Hufeisen war dieser jetzt müde und lahm geworden, konnte daher nicht schnell genug laufen, und so dauerte es gar nicht lange, so holten die Räuber Herrn Raffael ein und plünderten ihn rein aus.

So ging es dem Eilfertigen: er kam nicht auf den Markt, konnte seine Geschäfte nicht besorgen, verdarb sein Pferd, büßte sein Geld ein und trug überdieß noch von dem Schrecken eine lange Krankheit davon.

Und woher das Alles? Weil er in der Eile nicht darauf geachtet hatte, daß ein Nagel fehlte.

Kinder, seyd nicht fahrläßig in kleinen Dingen und glaubt nur, daß derjenige Recht hatte, welcher sagte: „Langsam, langsam! denn ich hab' Eile."

8.

Lina

oder

Mitleid gegen die Thiere.

Als einmal ein Verwalter seine Herrschaft besuchte, brachte er ein Schwarzplättchen mit, das er eben den Jungen vom Neste weggenommen hatte und schenkte es Linchen, einem lieben Mädchen von fünf Jahren, die Wonne und Hoffnung ihrer Ältern. Lina liebkoste das Vögelchen mit lauter, jubelnder Freude, streichelte, küßte es und lief triumphirend, es der Mutter zu zeigen.

„O Mütterchen, Mütterchen, rief sie, sieh' die schöne Grasmücke! Schau, wie sie mich pickt, horch, wie sie pipt!"

„Sie weint," erwiederte die Mutter.

Lina. Sie weint? Also ist sie traurig. Aber warum weint sie denn?

Mutter. Weißt du warum? Sie saß in ihrem Neste, wärmte und fütterte ihre Jungen, wie es unsere Gluck-

Henne im Hühnerstall macht und nun haben sie sie fortgetragen.

Lina. Und was wird aus ihren Jungen werden?

Mutter. Die Jungen werden auch weinen und sie rufen und werden vielleicht vor Hunger und Kälte sterben.

Die Kleine schien nachdenklich und richtete ihre zwei großen blauen Augen bald auf die Grasmücke, bald auf die Mutter, dann sagte sie: „Das ist also gerade so, als wenn sie mir meine liebe Mama fortgetragen hätten."

Mutter. Gerade so, und was würdest du in diesem Falle wünschen?

Lina. Daß sie sie mir auf der Stelle wieder brächten.

„Also?" versezte die Mutter.

„Also?" wiederholte das kleine Mädchen und ihre kleinen Finger, welche die Grasmücke hielten, öffneten sich. Diese flog froh über die wieder erlangte Freiheit davon und kehrte heim zu ihren Jungen, sie zu trösten und zu füttern. Lina folgte ihr noch eine Zeit lang mit den Augen, dann fiel sie der Mutter um den Hals und küßte sie.

Lina wird gewiß einmal eine liebreiche und wohlthätige Frau werden!

9.

Wer viel spricht, sich oft verspricht.

Elise, die kleine Tochter des französischen Grafen d'Ormilli, war ein schönes und geistvolles Mädchen von zwölf Jahren, aber ein Fehler verdunkelte alle ihre übrigen guten Eigenschaften, das war die Sucht, die Angelegenheiten Anderer auszuspüren und sie dann wieder auszuplaudern. Dieß machte sie so umbeliebt im Hause, daß sie manchmal, wenn sie sich Jemand nähern wollte, die Worte hören mußte: „Still, still, die Schwätzerin kommt!“ Das that ihr weh, aber sie besserte sich darum doch nicht. Es würde zu weitläufig seyn, wollte ich auch alle die Verdrießlichkeiten erzählen, die sie sich dadurch zuzog und es mag daher genügen, wenn ich euch die größte derselben mittheile, um euch zu zeigen, welch ungeheure Folgen ein einziger Fehler haben kann, der euch dem ersten Anschein nach vielleicht gar nicht so gefährlich vorkommt.

Im Jahr 1793 herrschten in Frankreich grausame

Männer, welche alle diejenigen, von denen sie glaubten, sie seyen ihrer Gesinnung und ihrer Regierung entgegen, hinrichten ließen. Unter den zum Tode ausersehenen Opfern war auch der Graf d'Ormilli: doch fand er noch Zeit seinen Verfolgern zu entfliehen und sich bei einem Freunde zu verbergen. Wäre Elise verschwiegen gewesen, so wäre ihr wohl die Freude zu Theil geworden, bei ihrem Vater bleiben zu dürfen, so aber ließ ihr dieser, weil er ihre Schwatzhaftigkeit kannte, nicht einmal wissen, wohin er sich geflüchtet habe. Um so mehr sehnte sich Elise darnach, es zu wissen, nicht sowohl aus Liebe zu ihrem Vater, als um ihre verwerfliche Neugierde zu befriedigen.

Eines Tages kam ein junger Bursche mit einem Briefe in das Schloß und sagte, er müsse ihn dem Hausmeister, einem zuverlässigen Manne, der den Versteck seines Herrn kannte, selbst einhändigen.

Da das Mädchen vermuthete, der Brief komme von ihrem Vater, schlich sie hinter dem Boten her, horchte an der Thüre und erfuhr auf diese Weise, daß sich ihr Vater im Hause des Baron von Rochincorte befinde.

Nachdem Elise ihre Neugierde befriedigt hatte, war sie außer sich vor Freude, aber da sie nun einmal nichts verschweigen konnte, theilte sie ihre Entdeckung einer guten Freundin mit, indem sie ihr das Versprechen abnahm, keiner lebend'gen Seele etwas davon zu sagen.

Aber wenn du willst, daß ein Anderer dein Geheimniß bewahre, so bewahre es zuerst selbst.

Die gute Freundin hatte wieder eine gute Freundin, der sie es anvertraute. Diese vertraute es wieder einer anderen und so gelangte das Geheimniß von Mund zu Mund zu den Ohren eines Spions, der es der Regierung hinterbrachte. Jetzt wurde der Graf sammt seinem edelmüthigen Freunde fest genommen und ins Gefängniß geworfen; Elise empfand bittere Reue über ihre Unbesonnenheit, aber zu spät: ihr Vater wurde durch ihre Schuld, zum Tode verurtheilt und hingerichtet.

Die furchtbarsten Gewissensbisse vermochten nicht das Unglück, das diese neugierige Schwätzerin durch ihre schlechte Gewohnheit über sich und ihren Vater gebracht hatte, ungeschehen zu machen.

Kinder, gedenket des Sprüchworts: Rede wenig und höre viel, so wirst du nicht irren. Das ausgesprochene Wort zurücknehmen zu wollen ist ein eben so vergebliches Bemühen, als wenn Jemand eine Büchsenkugel aufhalten wollte, nachdem sie abgeschossen ist.

Läßt der Pfeil zurück sich halten,
Wann du ihn entschnellt dem Bogen?
Kannst du anders es gestalten,
Wenn ein Wort dem Mund entflogen?

Drum wenn du vor Leid dich wahren
Und dir Reue willst ersparen;
Pfeil und Worte nimm in Acht,
Ziel und rede mit Bedacht!

10.

Die Zunge hat kein Bein
Und bricht doch Manchem den Rücken ein.

Joachim war Verwalter in einem reichen und angesehenen Hause zu L., und da er die Angelegenheiten seines Herrn getreulich besorgte, hatte er sich dessen Zuneigung erworben. Aber er hatte einen bösen Nachbar, Namens Rudolf, der ihn stets mit neidischen Blicken beobachtete. Dieser hatte sich um die Stelle, welche jetzt Joachim bekleidete, vergebens beworben und suchte ihm nun durch Verläumdung, durch üble Nachrede zu schaden. Glaubt aber nicht etwa, er habe das offen gethan, nein er that, als wäre er sein bester Freund, sprach vortheilhaft von seiner Verwaltung, fügte aber immer etwas Übles hinzu.

In Gesellschaften äußerte er sich zum Beispiel so: „Das muß man sagen, der Joachim sorgt und schafft doch unermüdlich für seinen Herrn! Nun, er sorgt und arbeitet

wohl nicht für seinen Herrn allein; wenn fremdes Gut durch die Hände geht, dann bleibt immer etwas an den Fingern hängen."

Hörte er ihn loben, so lobte er ihn noch mehr, fügte aber dann hinzu: „Und er hat den Vorzug, er versteht's fein, Eier ins Körbchen zu sammeln, O! der weiß sicherlich, wie man die Henne rupfen muß, daß sie nicht schreit." Sahe er ihn oder seine Frau wohlgekleidet einhergehen, so sagte er: „Ich begreife nicht, wie's der Mann anfängt, daß er solchen Aufwand machen kann. Andere Leute arbeiten doch auch, plagen sich vom frühen Morgen bis in die späte Nacht und kommen am Ende doch zu nichts Rechtem. Aber er . . . nun es geht in der Welt Alles natürlich zu. — Doch man soll seinem Nächsten nichts Böses nachsagen; überdieß ist er mein Gevattersmann, ich würde ein Auge zudrücken, selbst wenn ich ihn stehlen sähe."

Traf er Joachims Herrn auf der Straße, oder fand er sonst Gelegenheit ihn zu sprechen, so unterließ er gewiß nicht eine Bemerkung zu machen wie etwa: „O Sie sind sehr glücklich, einen so wackern Verwalter zu haben. Schade nur, daß er sich manchmal dem Wein zu sehr hingibt, denn wer das Wirthshaus oft besucht, entfremdet sich dem eignen Hause. Gott bewahre mich, daß ich Übles von ihm denke, ich glaube zwar, daß er dem Wirth nur seine Ersparnisse zuwendet, aber ein Laster kostet mehr als

zwei Kinder, und wer sich einmal etwas angewöhnt, dem wird es bald zur andern Natur."

Durch solche und ähnliche Worte suchte er Joachim zu verdächtigen, und sie waren um so unheilbringender und verderblicher, da er sie immer mit einem Scheine von Freundschaft und Theilnahme und nie in Gegenwart Joachims selbst aussprach, so daß sich dieser nicht rechtfertigen konnte. Leider ist das böse Wort ein Samenkorn, das schnelle Frucht bringet, und gleichet dem Unkraut, das, hat es einmal Wurzel gefaßt, bald emporsprießt und sich so weit verbreitet, daß es nur mit großer Mühe wieder ausgerottet werden kann.

Unglücklicher Weise ereignete es sich nun, daß in der von Joachim verwalteten Meierei Diebe einbrachen, den Fruchtboden fast gänzlich räumten, und daß man trotz aller Nachforschungen die Thäter nicht entdecken konnte. Ihr könnt euch leicht denken, daß Rudolf diese Gelegenheit nicht vorübergehen ließ, Joachim in ein übles Licht zu stellen. „Ist es möglich, sprach er, daß Niemand etwas gemerkt hat? Man sollte glauben, es sey hier eine Hand vom Hause mit im Spiele gewesen. Wäre Joachim nicht der Ehrenman, als welchen ihn Jedermann kennt, so könnte der Verdacht nur auf ihn fallen. Potztausend! Man findet das Geld nicht auf der Straße. Ei nun, ich wüßte schon Mancherlei zu erzählen .... werde mich aber wohl hüten, etwas zu sagen."

Solches Gift verfehlte seine Wirkung nicht. Das, was Rudolf halblaut geäußert hatte, hörten Andere und wiederholten es öffentlich, und wie es zu gehen pflegt, ein Jeder fügte noch seinen Theil hinzu, so daß Joachim von der öffentlichen Meinung als Mitschuldiger jenes Diebstahls bezeichnet wurde.

Der Besitzer der Meierei wollte anfangs durchaus nicht an die Wahrheit des Gerüchtes glauben: als dieses aber sich immer wiederholte und immer weiter verbreitete, fing er an, an der Treue seines Verwalters zu zweifeln, und endlich entschloß er sich, nicht ihn vor Gericht zu fordern, sondern ihn zu verabschieden.

So sah' sich Joachim plötzlich mit Weib und vier Kindern ausser Nahrung, ohne daß er daran Schuld gewesen wäre. Er gab sich Mühe, ein anderes Unterkommen zu finden, allein die Worte des böswilligen Rudolf hatten ihn in so schlechten Ruf gebracht, daß ihn Niemand mehr wollte.

Er bezog nun eine kleine schlechte Dachstube, die ihn kaum vor Wetter und Sonne schützte, mußte von seinem Hausgeräthe ein Stück nach dem andern verkaufen, um nur das liebe Leben zu fristen, so daß ihm endlich nichts blieb als etwas Stroh und eine Decke zum Schlafen. Kummer und Elend warfen ihn aufs Krankenlager, welches sein treues Weib und seine hungernden Kinder weinend

umstanden. In solch' trostloser Lage starb Joachim, das Opfer einer bösen Zunge. Meinet ihr nicht auch, daß der Verläumder eben so strafbar sey als der Mörder oder der Straßenräuber?

11.

Der Spion.

Ludwig der Schwarze, Herzog von Mailand wurde im Jahr 1500 von den Franzosen in Navara belagert. Als er, von allen Seiten bedrängt, die Unmöglichkeit einsah, noch längeren Widerstand zu leisten, war er auf die Flucht bedacht und glaubte dieselbe am sichersten bewerkstelligen zu können, wenn er verkleidet mit den Schweizern ausrücken würde, welche die Erlaubniß erhalten hatten, frei in ihr Vaterland zurückzukehren. Und wahrscheinlich wäre ihm auch sein Unternehmen gelungen, hätte nicht einer der Schweizersoldaten, ein gewisser Turman, ihn für eine ansehnliche Summe Geldes an die Feinde verrathen. Diese ergriffen ihn sofort und nahmen ihn als Gefangenen mit sich.

Als Turman hierauf nach Uri, seiner Heimath, zurückkehrte, wurde er als ein feiger Verräther des Unglücks von allen seinen Mitbürgern mit Verachtung gestraft, ja

ſogar zum Tode verurtheilt. Das Urtheil wurde an ihm vollzogen, ohne daß Jemand ihn beweinte.

Knaben, achtet ſtets den Unglücklichen, und ſeyd ihr einſt zu Jünglingen und Männern herangewachſen, verrathet nie denjenigen, der ſich vertrauensvoll in euren Schutz begibt. Denket an Judas!

12.

Der Jahresschluß.

Am letzten Tage des Jahres versammelte uns der Lehrer um sich her und redete zu uns also:

„Wiederum, lieben Kinder, ist ein Jahr zu Ende, wiederum ist unsere Lebensdauer um einen Zeitraum kürzer geworden, in dem wir keine Pflicht mehr erfüllen, den wir nimmer zurückrufen können; er wird uns aber dereinst lebendig vor die Seele treten bei jenem Gerichte, in welchem wir von einer jeden Minute unseres Lebens Rechenschaft ablegen müssen. Und abermals beginnt ein neues Jahr. Das ist eine Zeit der Fröhlichkeit, des Jubels für euch Alle, in der ihr euren Ältern, Verwandten und Freunden Glückwünsche bringet, auch wohl Geschenke und Gaben zum Andenken empfanget.

Aber was scheint euch von allem dem das Schönste zu seyn? gewiß sind es doch die Beweise der Liebe und des Wohlwollens, die ihr jetzt vorzugsweise gebt und empfanget, die Glückwünsche, die ihr wechselt.

Welch' beseligendes Gefühl ist nicht die Liebe und das

Wohlwollen! Wäre nicht unser ganzes Leben ein wahres Fest, wenn wir es immer hinbrächten in Eintracht und Freundschaft? Und wer wehrt es uns, ein solches liebevolles Verhältniß herzustellen und zu bewahren, wenigstens in unserem Hause, in unserer Familie, im Umgang mit unsern Ältern, mit unsern Geschwistern, unsern besten Freunden? Wir brauchen uns ja nur von Kindheit an daran zu gewöhnen, Niemand Böses zuzufügen, sondern wohlwollend gesinnt zu seyn, Jedermann Gutes zu gönnen, zu wünschen und, wo es in unserer Macht steht, auch zu erweisen.

Denket und fühlt und handelt ihr aber auch immer so, lieben Kinder? Oder habt ihr auf irgend eine Weise Jemanden gekränkt oder beleidigt? O so fanget doch das neue Jahr nicht an, ohne hinzugehen und euch mit ihm zu versöhnen. Wie kann man ruhig schlafen mit feindlicher Gesinnung, mit Haß im Herzen? Und wenn euch Jemand Unrecht that, so zürnet ihm darum nicht mehr, sondern laßt mit dem Ende des Jahres auch den Zorn aufhören und reichet eurem Beleidiger die Hand.

Sodann denket wohl darüber nach, wie ihr das verflossene Jahr verlebt habt. Was habt ihr in demselben Gutes gethan? Welche Fehler habt ihr abgelegt, welche Tugenden euch angeeignet? Was habt ihr Neues gelernt, was wisset ihr jetzt und was bleibt euch zu wissen übrig? Wie werdet ihr das künftige Jahr anwenden?

Diese Fragen stelle ein Jeder von euch an sich selbst, und beantworte sie aufrichtig und redlich. Und wenn ihr das gethan habt, so danket inbrünstig dem Herrn für alles Gute, was er euch auch im verflossenen Jahre zu Theil werden ließ und bittet ihn, daß er euch im kommenden rein und unverdorben, aufrichtig und folgsam, kurz so erhalten möge, wie eure Ältern und Lehrer wünschen, daß ihr seyet.

Wenn ihr aber euch und Anderen eine lange Reihe von Jahren wünschet, so bedenket wohl, daß die Zeit nur für den kostbar ist, der sie wohl zu nützen weiß. Sie ist der Stoff, aus dem das Leben besteht, und wer sie übel anwendet, für den wäre es besser, er hätte sie gar nicht.

Darauf bildeten wir einen Kreis um ihn und sangen:

Eh' daß ich lebe ohne Tugend,
Dir ungetreu, mein Vater:
Nimm mich hinweg in früher Jugend,
Du meines Heils Berather!

Viel besser, daß die Blume sinkt,
Nicht Sonnenschein und Thau mehr trinkt,
Und welket an der Erde,
Als daß sie giftig werde.

Mit deiner Liebe heil'ger Glut
Entzünde meine Seele,
Daß deinen Willen, weis' und gut
Ich lerne und erwähle.

Ja wenn ich länger leben soll,
So mach' mich deines Geistes voll,
Daß er mich zu dir ziehe,
Und ich die Sünde fliehe!

13.

Der Zorn ist blind.

Um seiner Mutter an ihrem Geburtstage eine kleine Freude zu bereiten, hatte sich Eduard vorgenommen, eine hübsche Zeichnung zu fertigen. Eduard war ein liebenswürdiger Knabe von der besten Gemüthsart und besaß manche schöne Anlage, aber ein Fehler befleckte seine guten Eigenschaften: er ließ sich leicht zum Zorne hinreißen. Seit einiger Zeit jedoch betrug er sich ruhig und ordentlich, und wißt ihr auch warum? Weil er beschäftigt war, denn das beste Mittel sich von Fehlern frei zu erhalten, ist die Arbeit.

Schon hatte er beinahe das kleine Bild vollendet, auf welchem er in Wasserfarben das auf einer Anhöhe gelegene Haus seiner Großältern darstellte, als er eines Tages sein Arbeitsstübchen verließ und beim Herausgehen die Thüre zuzumachen vergaß. Nun hatte aber seine Mutter ein kleines Hündchen, an dem sie großen Gefallen fand, weil es so munter und einschmeichelnd war. Dieses Hündchen spazierte frei

im Hause herum, kam auch an Eduards Zimmer vorbei, und da es die Thüre offen fand, ging es hinein, sprang auf den Tisch, auf welchem die Zeichnung ausgespannt lag, tappte darauf herum und verwischte die noch nicht getrocknete Farbe, drückte seine Pfötchen darauf ab und richtete das Ganze so zu, daß es nicht mehr zu erkennen war.

Da gerade trat Eduard herein. Wie er die Verwüstung sieht, geräth er in furchtbaren Zorn, fährt mit den Händen in die Haare, schlägt mit den Fäusten wüthend um sich, stampft mit den Füßen aus Leibeskräften auf den Boden, wirft Alles durcheinander, was ihm unter die Hände kommt, reißt die Zeichnung in Stücke, verfolgt das arme kleine Thier, indem er ihm die Näpfchen nachwirft, so daß es von grünen und blauen Farben trieft, dann packt er es und schlägt es so unbarmherzig, daß es laut aufschreit. In seiner Angst floh das Hündchen in das Zimmer von Eduards Mutter, und schmutzig wie es war verunreinigte es dort die Vorhänge, den Teppich, das Kleid der Dame, worüber diese nicht wenig unwillig wurde. Ihr Unwille steigerte sich aber noch, als der Knabe ohne alle Rücksicht und blind vor Wuth das Hündchen der Mutter vom Schooße riß, um es nochmals durchzuprügeln.

Auf solchen Lärm eilte der Vater herbei, welcher, als er sahe, was vorging, das Söhnlein kräftig beim Arme faßte und es vor einen Spiegel führte, um ihm zu zeigen, wie sehr

der Zorn den Menschen entstelle. In der That, Eduard sah eben nicht liebenswürdig aus: seine Kleider waren in der größten Unordnung, die Haare zerzaust, die Augen flammend, das ganze Gesicht verzerrt. Als Eduard sein unschönes Bildniß im Spiegel erblickte, senkte er die Augen und kam zu sich selbst. Des Zornes Ausgang ist der Reue Anfang, sagt ein Sprüchwort, und ein anderes: Was du thust, bedenke das Ende.

Beschämt folgte Eduard seinem Vater in die Arbeitsstube. Da sahe es denn freilich sehr bunt aus: Stühle lagen umgeworfen da, Papiere auf dem Boden zerstreut, und Alles verunreinigt von den Farben, die in den zerbrochenen Näpfchen gewesen waren. Jetzt fragte der Vater, was da vorgegangen sey.

Eduard. Der kleine Hund hat es gethan.

Vater. Aber wie hat der Hund das Papier zerreißen, wie hat er die Möbeln so in Unordnung bringen können? Hier an diesen auf dem Boden umherliegenden Papieren erkenne ich die Spuren eines Menschen und nicht eines Thieres.

Eduard. Ja das bin ich gewesen, aber der Hund war Schuld daran. Denke dir nur Vater, ich hatte eine Zeichnung, die ich der lieben Mutter zum Geburtstage schenken wollte, beinahe fertig und da ist der Hund darauf herumgetappt, und hat mir Alles verdorben.

Vater. Wie ist er denn aber hereingekommen?

Eduard schwieg eine kleine Weile, denn er sahe ein, daß er selbst Schuld war, und mit kleinlauter Stimme antwortete er: „Ich hatte die Thüre offen gelassen."

„Du siehst also, versetzte liebevoll der Vater, daß die Schuld doch nicht ganz auf das kleine Thier fällt, welches nicht wußte, daß es etwas Übles that. Aber gehe und bringe deine Zeichnung her, damit wir sehen, ob sie sich nicht wiederherstellen läßt."

Sogleich las Eduard die einzelnen Stücke aus dem Haufen der umhergestreuten Papiere zusammen, das eine hier das andere dort aufhebend.

„War der Hund so geschickt, das so zu zerfetzen?" fragte der Vater.

Eduard brachte vor Beschämung kaum ein Nein hervor, und als er die Bruchstücke seiner Zeichnung herbeigebracht hatte, sprach der Vater, weil er ihn aufrichtig fand, in immer gelinderem, wohlwollendem Thone: „Siehe, mein lieber Sohn, da die Arbeit noch frisch war, so hättest du mit geringer Mühe die Flecken wegbringen und das Bild wieder so ausbessern können, daß du es noch deiner Mutter als Geschenk darbringen konntest und diese würde sich noch sehr darüber gefreut haben, weil sie daraus deinen guten Willen, deine Liebe erkannt hätte. Aber du hast das kleine Unglück, das der Hund anrichtete, erst größer gemacht, in-

dem du das Bild zerriessest; du hast dazu noch die andern Papiere verunreinigt, die Möbeln verdorben, die Farben verschwendet, Wäsche und Kleider beschmutzet, eine Ungerechtigkeit gegen den kleinen Hund begangen und, was das Schlimmste ist, anstatt deiner Mutter eine kleine Freude zu machen, hast du sie betrübt und beleidigt."

Diese Worte waren vollkommen hinreichend, Eduard zur Einsicht und zur Erkenntniß seines Fehlers zu bringen. Er bat seine Mutter um Verzeihung, liebte das Hündchen und suchte seine Papiere so gut wie möglich wieder in Ordnung zu bringen; die beiden Stücke der Landschaft aber hob er sorgfältig auf und jedesmal, wenn er grimmig werden wollte, eilte er hin zu der zerrissenen Zeichnung und schaute sie an.

14.

Vittorio Alfieri.

Zu noch größerem Unrecht ließ sich einer der besten italienischen Schriftsteller, Vittorio Alfieri, durch Leidenschaftlichkeit hinreißen. Derselbe (geboren zu Asti in Piemont am 17ten Januar 1749 und gestorben zu Florenz am 8ten Oktober 1803), hat sich als Verfasser vieler Trauerspiele, welche häufig und mit vielem Beifall auf den Theatern aufgeführt werden, bedeutenden Ruhm erworben. Als er aber noch jung war und sich noch nicht mit den Wissenschaften beschäftigte, führte er eine unstäte und unthätige Lebensweise, streifte von einer Gegend in die andere, nicht um Menschen, Orte, Sitten und Gebräuche kennen zu lernen, sondern um der Langweile zu entgehen, dieser unzertrennlichen Begleiterin des Müssiggangs. Und an die Langweile knüpfen sich die übeln Launen, denen sich Alfieri nur zu oft hingab.

Er hatte einen Kammerdiener, Namens Elias, der ihm

wegen seiner Treue, wegen seiner Willigkeit und Geschicklichkeit sehr lieb war. Dieser Diener hatte das Unglück, ihn eines Tages beim Auskämmen an den Haaren zu rupfen. Das war doch gewiß ein kleines Vergehen! Aber siehe, da erhob sich erzürnt sein Gebieter, ergriff den ersten besten Leuchter und schleuderte ihm denselben an den Kopf. Dadurch gereizt, wollte Elias auf ihn losstürzen, und sich rächen, hielt jedoch noch zu rechter Zeit an sich, und brachte durch sein Benehmen seinen Beleidiger um so schneller zur Besinnung.

In seiner Lebensbeschreibung erwähnt Alfieri mit dem größten Mißvergnügen auch dieses seinem treuen Diener zugefügte Unrecht, und bekennt, daß es ihm Leid thue, und daß er sich dessen schäme. Ihr sehet leicht, lieben Kinder, wie tief ein so rohes Benehmen den Herrn unter seinen Knecht stellt, denn nicht Rang und Stand, sondern die Sitten unterscheiden die Menschen. „Um so mehr (hört es aus Alfieri's eigenem Munde), da jener Diener keine andere Rache an mir nehmen wollte, als daß er sich zwei blutgetränkte Tücher, mit denen er sich die frische Wunde verbunden hatte, aufbewahrte, um sie mir später hin und wieder zu zeigen."

Noch will ich nicht unterlassen zu bemerken, daß Alfieri selbst äußert, als er sich über jene heftige Leidenschaftlichkeit Rechenschaft gegeben habe, sey er überzeugt worden, daß

die Ursache davon keine andere gewesen sey, als der Müssiggang, dem er sich zu jener Zeit hingegeben habe.

Neben der Erinnerung an Alfieri's Fehler wollen wir aber auch noch der Freimüthigkeit gedenken, mit welcher er sein Vergehen öffentlich bekannte.

Wenn du den Fehler läugnest, bist
Du doppelt weit darin gediehen;
Die eingestand'ne Sünde ist
Zur großen Hälfte dir verziehen.

15.

Possen.

Eben derselbe Alfieri bekam, während er noch auf der Schule war, eine Kopfkrankheit, in Folge welcher ihm die Haare ausgingen und zwar so, daß ihm auch nicht eines übrig blieb. Um solchen Mangel zu bedecken, mußte der junge Mann eine kleine Perrücke tragen. Diese gab den Muthwilligen unter seinen Mitschülern erwünschte Veranlassung zu mancherlei Neckereien und Foppereien. Der Eine trat vor ihn hin, machte eine tiefe Verbeugung und sprach: „Ihr Diener, Herr Doctor Glatzkopf!" Ein anderer näherte sich ihm leise von hinten, zog ihm die Perrücke vom Kopfe und ließ ihn so barhaupt stehen. Kurz Einer machte sich diesen Spaß mit ihm, der Andere jenen, und Keiner ließ ihn in Ruhe. Wie ungezogen waren diese Jungen, Jemand wegen eines Gebrechens zu verspotten.

Alfieri, von lebhaftem Temperamente, wußte die Spöttereien nicht ruhig zu ertragen, daher kam es denn alle Augenblicke zu Scheltworten, kleinen Kämpfen und Händeln.

Aber wie es in der Regel zu gehen pflegt, daß die Muthwilligen und Unbesonnenen, wenn sie merken, es nimmt Einer etwas übel auf, nur um so übermüthiger werden und ihm noch schlimmer mitspielen, so auch hier: seine Kameraden trieben ihre Spässe immer ärger, je übellauniger, je unwilliger er sich darüber zeigte.

Um sich nun diese Last nach allen Seiten hin vom Halse zu schaffen, was meint ihr wohl, daß er that? Da er einsah, daß das Schreien und Toben nichts helfe, und daß er, wenn es so fortginge, mit dem ganzen Colleg beständig auf Kriegsfuß stehen werde, entschloß er sich andere Saiten aufzuspannen, die Rolle zu wechseln und sein Gebrechen selbst ins Lächerliche zu ziehen. Als daher seine Necker wieder einmal anfingen, mit großem Geschrei sich über ihn lustig zu machen, ergriff er die Perrücke, warf sie in die Luft, fing sie wieder auf, setzte sie verkehrt auf, und spielte förmlich Komödie damit. Da lachten und jubelten dann seine Kameraden ein Paar Tage darüber wie närrisch, und als sie sich ausgetobt hatten, dachten sie nicht mehr daran, daß Alfieri eine Perrücke trüge, und er bekam Ruhe.

Daraus könnet ihr lernen, daß diejenigen, welche sich über Spöttereien ärgerlich zeigen, vom Regen unter die Traufe kommen. Wenn man euch wegen irgend eines Gebrechens verspottet, so werdet nicht unwillig darüber, ziert und bemühet euch nicht, es zu verbergen, bekennet es

vielmehr offen, denn so werdet ihr Andern die Lust benehmen, euch ein Verbrechen daraus zu machen.

Ja, wenn Spöttereien dazu dienen können, euch zu bessern, so benutzet sie lieber, um es besser zu machen, als daß ihr euch zum Zorne hinreißen laßt: anstatt daraus Grund zu Übelwollen und Verachtung zu entnehmen, erblicket darin vielmehr eine Gelegenheit euch zu vervollkommnen. Ahmt in dieser Beziehung dem Anaximander nach, der einer der weisesten Männer des alten Griechenlandes war, derselbe, welcher zuerst die Welt auf geographischen Karten darstellte. Dieser ging einmal in Gedanken vertieft über den Markt und sang halblaut vor sich hin, wie man das wohl zuweilen zu thun pflegt. Er mochte aber keine Nachtigallenstimme haben, denn plötzlich schaarte sich ein Haufen loser Buben um ihn her und begann, ohne sich darum zu kümmern, was für ein braver Mann er sey, ihn zum Besten zu haben und zu rufen: „Ei, was der schön singen kann!" — „Es will regnen, denn Frösche schreien! und dergleichen kleine Unverschämtheiten mehr."

Meinet ihr, daß er sich darum habe aus der Fassung bringen lassen? O, um einen wahren Weisen zu erbittern, dazu gehört unendlich mehr: nur der Schwache läßt sich durch so unbedeutende Dinge reizen und zum Zorn hinreißen. Anaximander wandte sich um und sprach lächelnd: „Ein ander Mal muß ich schon besser singen!"

16.

Der Lahme.

Nein Knaben, das ist nicht recht! Gestern habe ich gesehen, wie ihr den alten lahmen Matthäus verspottet habt. Man darf nie Einen verspotten oder ihm Gebrechen vorwerfen, an denen er keine Schuld hat. Ihr seyd gesund, gerade und wohl gewachsen, aber welches Verdienst habt ihr daran? Der liebe Gott hat euch so gestaltet und ihr müßt ihm dafür danken. Aber wenn ihr verkrüppelt, schielend, buckelig geboren oder geworden wäret, welche Schuld hättet ihr daran? Jemanden ohne Schuld strafen ist Sünde.

Glaubt nur, es erweckt wehmüthige, ja höchst schmerzliche Gefühle, wenn wir Jemanden seine körperlichen Gebrechen vorwerfen, denn wir beweisen ihm Mißachtung und Übelwollen, während doch Jeder dem Andern Achtung und Liebe einzuflößen wünscht.

Anstatt also solche arme Geschöpfe zu mißhandeln, zeiget euch vielmehr gegen sie freundlich und wohlwollend, wie wir ja das allen denen schuldig sind, die von irgend einem Mißgeschicke heimgesucht sind: sind sie arm, so unterstützet

sie um so bereitwilliger, denn es wird ihnen schwerer sich selbst zu helfen; sind sie wohlhabend, so vermeidet nicht nur Worte, sondern auch Geberden und Blicke, die sie an ihr Unglück erinnern können; sind sie eure Gesellschafter und Gefährten, so unterscheidet sie von Andern nur dadurch, daß ihr sie noch mehr liebet, daß ihr dafür Sorge traget, sie durch artiges und gefälliges Benehmen aufzuheitern, etwa in der Art, wie ihr euch Mühe gebt, einen Kranken zu trösten und zu ermuthigen.

Sodann, wisset ihr denn, ob dieser elende verkrüppelte Körper nicht von einer schönen Seele, von einem wahrhaft edlen Geiste belebt ist? Wie Viele, die sich als Gelehrte, als Maler, als Gesetzgeber großen Ruhm erwarben, wie viele ausgezeichnete Lehrer und Familienväter waren häßlich oder entstellt! Würdet ihr sie deßhalb geringer schätzen wollen? Gewiß nicht. Ihr werdet sie vielmehr um so höher achten, weil sie das, was ihnen an körperlichen Vorzügen abging, durch glänzende Eigenschaften des Geistes und Herzens reichlich zu ersetzen wußten. Denn wer ungünstiges Äußere hat, muß um so mehr darauf bedacht seyn, seinen Geist zu schmücken und zu verschönern.

Alfons und Sabine waren Geschwister, jener von hübscher Gestalt und frisch wie eine aufblühende Rose, diese mager und kränklich, klein und unregelmäßig gebaut, Mitleid erregend, wenn man sie ansah. Beiden schenkte der Vater

einen Spiegel und sagte: Betrachtet euch in demselben, damit du Alfons, wenn du dich wohlgestaltet darin findest, ernstlich dahin trachtest, dich nicht durch Laster zu verunstalten, und du, Sabine, es dir angelegen seyn läßest, dir so viele Schönheiten der Seele anzueignen als dir körperliche mangeln."

Saget mir doch lieben Kinder, wenn ihr den alten Soldaten den Georg, auf der kleinen Mauer sitzen und sein Pfeifchen schmauchen sehet, kommt es euch da in den Sinn, ihn zu verachten? Und doch hat der Arme ein hölzernes Bein und nur ein Auge. Sehet, den verspottet ihr nicht, denn ihr wisset, daß er diese Glieder als braver Krieger verlor. Das Vaterland, von Feinden bedroht, war in Gefahr: Georg griff mit vielen andern Jünglingen zu den Waffen, wie ein jeder zu thun verpflichtet ist, wenn die Sicherheit des heimischen Bodens es erfordert; muthig kämpfte er, für denselben und erlebte die Freude, den Feind besiegt, das Vaterland gerettet zu sehen. Er machte sich wenig daraus, verstümmelt zu seyn, denn selbst diese Wunden sind Zeugniß seiner Tapferkeit. Seit er nun in die Heimath zurückgekehrt ist, seyd ihr Alle freundlich mit ihm, gebt ihm zu essen und zu trinken, und lasset euch von den Schlachten, von seinen und seiner Kameraden Waffenthaten erzählen.

Und wisset ihr, wer jener lahme Matthes ist, den ihr gestern so verhöhnt habt?

Mit 18 Jahren war er frisch und gesund und so gerade, wie es der Wohlgewachsenste unter euch nur seyn kann. Einmal des Nachts hört er Lärm draußen auf der Straße, die Glocken stürmen, die Leute rennen herbei. Er tritt auf den Balkon und sieht in geringer Entfernung ein Haus ganz in Feuer und Flammen. So schnell als möglich eilt er, wie es die Pflicht eines Jeden ist, wenn er seinen Nächsten in Gefahr sieht, um auch mit Hand an das Werk zu legen. Mitten unter der Menge, die ihre Habe zu retten suchte, Wasser herbei schaffte, Balken und Wände niederriß, bemerkte er ein unglückliches Weib, das laut aufschrie und heftig weinte. Die Arme war so eben aus den Flammen gerettet worden, aber was ist einer Mutter die eigene Rettung, wenn ihr Kind noch in Gefahr schwebt? Das Kind schlief ruhig in einer Dachkammer und diejenigen, welche das ohnmächtige Weib dem Feuertode entrissen, hatten in der Eile des armen Wurmes nicht gedacht. O! ihr alle habt eine Mutter, wisset, wie sie euch liebt, wisset, was sie für euch zu thun im Stande wäre, und dafür zeigt ihr euch auch gewiß erkenntlich, und beweiset die innigste thätigste Gegenliebe. Ihr könnet euch daher vorstellen, wie es der armen Mutter zu Muthe war, als sie die Flammen immer mehr wachsen und hinansteigen sahe nach dem Kämmerchen, wo ihr kleiner Liebling lag. In der Verzweiflung kreischte sie laut auf, wie eine Adlermutter,

der man die Jungen geraubt, umfaßte die Kniee der Nächststehenden und flehte um des Himmels willen, das Kind ihr zu retten. Alle waren von Mitleid ergriffen, aber wer wollte sich noch in diese Ruine wagen?

Wer? der lahme Matthäus. Kaum hat er das Weib gesehen, gehört, so ruft er: Ich gehe! Und gesagt, gethan! Er nimmt eine lange Leiter, lehnt sie an das Dach an, da wo die Gluth am wenigsten wüthet, und steigt schnell hinauf. Aller Augen folgen ihm mit gespannter Aufmerksamkeit und aus manchem Munde ertönt ein „Brav, brav!" oder „der Himmel stehe dir bei!" Mehr als Alle empfand die Mutter, welche knieend, mit ausgestreckten Armen, ihre Augen auf jede seiner Bewegungen heftete, kaum athmete, kein Augenlied senkte, nichts hörte, nichts sahe, als den edeln Matthäus.

Dieser kletterte empor, erreicht das Dach, steigt durch eine Oeffnung ins Haus: bald darauf sieht man ihn ein Fenster öffnen und das Kind in einem Korbe herablassen.

Wie schlug der armen Mutter das Herz, als sie ihr Kind so in der Luft zwischen den Flammen schweben sahe! Wie überhäufte sie es mit Liebkosungen und Küssen, als sie es endlich erreichen, noch lebend, ja nicht einmal erschrocken an ihren Busen drücken konnte, denn dieses zarte Alter kennt noch keine Gefahren!

Gleich darauf erschien auch Matthäus wieder auf dem

Dache, erreichte noch die Leiter — aber schon war sie vom Feuer ergriffen, und brach zusammen, als Matthäus noch nicht zur Hälfte herabgestiegen war. Der Arme stürzte auf den Boden und brach ein Bein.

So lange er krank darnieder lag, verließ ihn jene durch ihn beglückte Mutter nicht, sondern pflegte und wartete ihn, so viel in ihren Kräften stand. Leider konnte sie ihm nicht so beistehen, wie sie es wünschte, denn alle ihre Habe war durch den Brand verloren gegangen. Anfangs empfing Matthäus Unterstützung von mildthätigen Menschen in der Umgegend, später vergaß man ihn, er blieb lahm und arm, weil er nicht mehr angestrengt arbeiten konnte.

Diesen Ehrenmann, der ein Kind vom Flammentod errettete, der einer Mutter das Leben wiedergab, diesen zu verspotten werdet ihr von nun den Muth nicht haben, ihr werdet vielmehr eure Reue und eure Achtung vor jener edlen That dadurch an den Tag legen, daß ihr ihm in seiner jetzigen Schwachheit nach Kräften helfet und beistehet, ihr werdet euch von nun an ehrerbietig und rücksichtsvoll gegen Alte und Gebrechliche betragen.

17.

Anton.

Kaum beleuchtete die Morgenröthe die Straßen von Brescia, so sah man auch schon Anton die Schlosserwerkstatt seines Vaters öffnen, das Handwerkszeug ordnen, die Kohlen im Ofen schüren, dann die Feile oder den Hammer zur Hand nehmen, und irgend eine gestern nicht vollendete Arbeit beendigen.

Anton zählte zwar erst 15 Jahre, aber da er sahe, daß sein Vater, der arm und mit Kindern reichlich gesegnet war, eines Beistandes in seinem Geschäfte bedurfte, so hatte er sich schon von Kindheit an angelegen seyn lassen, demselben an die Hand zu gehen. Sein Vater war damit sehr wohl zufrieden, denn eines Theils konnte er ihn doch schon zu mancher Arbeit gebrauchen, sodann konnte er ihn auch, während er in die Häuser ging, um Geräthschaften auszubessern, getrost in der Werkstatt lassen, ohne befürchten zu müssen, daß er aus Neugierde oder um mit den Gassenbuben zu spielen, faulenze. Durch Aufmerksamkeit und

Fleiß hatte es Anton in seinem Handwerk schon ziemlich weit gebracht, daher hatten ihn auch alle Nachbarn gern, da sie sahen, daß er so brav und verständig war.

Eines Tages war sein Vater gerade ausgegangen, um die Thüren und Fenster eines nahen Gebäudes mit den nöthigen Eisenarbeiten zu versehen, und Anton hatte eben angefangen, einige Thürangeln zu feilen und Nägel zuzuspitzen, als ein wohlgekleideter unbekannter Herr zu ihm in die Werkstatt trat und ihn fragte: „Ist dein Vater nicht da?"

Anton. Nein, mein Herr. Wollen Sie etwas von ihm? Soll ich hingehen und ihn holen?

Der Fremde. O nein, das ist nicht nöthig. Ich brauche wohl etwas, ich werde aber zu einem Andern gehen.

Anton. Oder könnte ich Ihnen mit etwas dienen?

Der Fremde. Du? Ich meine, du seyst noch zu jung, dazu gehören andere Leute. Es ist viel, daß du schon so gut Nägel zu spizen verstehst.

Das ärgerte Anton und mit lebhaften Worten machte er dem Fremden bemerklich, daß er wohl eben so viel verstehe, als mancher Andere, daß die Geschicklichkeit nicht immer nach den Jahren zu messen sey, und daß er sich getraue, jede Arbeit seines Handwerks auszuführen.

„Nun gut, fuhr der Unbekannte fort, ich will dich auf die Probe stellen. Weist du, wie man den Schlüssel zu

einem Schlosse machen kann, ohne daß man dasselbe vor Augen hat?

Anton. Allerdings weiß ich das: man muß den Schlüssel in Wachs abdrücken und dann nach diesem Abdruck den Schlüssel machen.

Der Fremde. Gut! Und wenn du den Abdruck hättest, getrautest du dir danach einen Schlüssel zu machen?

Anton. Warum nicht? recht gern.

Hierauf zog der Fremde einen Wachsabdruck aus der Tasche, gab ihn dem Knaben und fragte: „Bis wann kannst du mir ihn machen?"

Anton. Bis morgen.

Der Fremde. Aha! Ich merke, du möchtest warten bis dein Vater wiederkommt, um dir von ihm helfen zu lassen, nicht wahr?

Da fing der Junge von Neuem an das Gegentheil zu versichern, worauf der Herr ihm erwiederte. „Nun so wollen wir es so machen. Du versprichst mir, daß du deinem Vater kein Wort davon sagen willst, und wenn du das thust, so gebe ich dir, statt 30 Soldo*), welche der Schlüssel werth seyn mag, einen schönen blanken Thaler.

Ihr könnt euch denken, wie sich Anton freute. Kaum

---

*) Ein Soldo, Sou, Kupfermünze von verschiedenem Werthe in den verschiedenen Ländern, in denen sie üblich ist.

war der Besteller fortgegangen, so ging er mit allem Ernst und Eifer an die Arbeit: er machte Eisen glühend, hämmerte es auf dem Ambos und stellte während des Arbeitens die schönsten Berechnungen über den zu gewinnenden Thaler an. „Also, sprach er zu sich selbst, morgen kommt der Herr wieder: ich gebe ihm den Schlüssel, er mir meinen schönen Thaler. Einen Thaler! — Ei, den findet man nicht auf der Strasse, der ist bei uns eine seltene Waare. Übermorgen ist gerade mein Namenstag, da kaufe ich mir von dem Thaler zwei Milchbrode, eine Bratwurst, ein Stück Käse und eine Flasche recht guten Wein. Abends bringe ich das Alles nach Hause. Wenn dann mein Vater, vom Arbeiten müde, auf kein anderes Abendbrod als auf ein Stück schwarzes Brod und ein Paar Erdäpfel rechnet, dann setze ich ihm alle meine herrlichen Sachen vor. Der soll sich freuen!"

Solche Gedanken machten Anton noch behender und eifriger, so daß er wirklich am andern Morgen den Schlüssel fertig geschmiedet, gefeilt und polirt hatte. Als der Fremde erschien, zeigte er sich mit der Arbeit zufrieden und fragte Anton, ob er seinem Vater etwas davon gesagt habe.

„Kein Wort," versetzte dieser und machte vor Freude zwei ungeheure Bocksprünge, als ihm der Besteller den versprochenen Thaler in die Hand gleiten ließ. Bald sah er

ihn von beiden Seiten an, bald steckte er ihn wieder ein, dann holte er ihn wieder aus der Tasche hervor, putzte ihn hübsch blank, wog ihn in der Hand, kurz — er konnte sich gar nicht satt daran sehen. So sehr erfreut durch eigene Anstrengung gewonnenes Geld!

Am folgenden Tage sah man am Ende der Straße eine Menge Leute beisammen stehen, und immer mehr noch strömten hinzu. Anton bat seinen Vater um Erlaubniß, auch hingehen zu dürfen um zu sehen, was vorgefallen sey; als er sie erhalten, verließ er eiligst die Werkstatt und lief dem Gedränge zu. Dort hörte er, daß vergangene Nacht bei einem Goldschmied eingebrochen und eine Menge Juwelen gestohlen worden seyen, daß man einen noch ganz neuen Nachschlüssel gefunden habe, und daß so eben die Polizeidiener bei den verschiedenen Schlossern Nachforschungen anstellten um zu entdecken, welcher von ihnen mit dem Diebe gemeinschaftliche Sache gemacht habe.

Ohne weiter über den Vorfall nachzudenken, kehrte Anton zurück, um denselben seinem Vater zu erzählen. Als er aber in die Nähe der Werkstatt kam, erblickte er vor derselben eine große Menschenmenge versammelt und mitten darin seinen Vater von Gensdarmen umringt, die ihn eben gefangen fortführen wollten.

Die Gensdarmen hatten nämlich den Wachsabdruck des Tags vorher von Anton verfertigten Schlüssels gefun-

den, mit welchem der fremde Betrüger den Schmuckkasten des Goldschmiedes geöffnet und ihn seines Inhalts beraubt hatte.

Vergebens versicherte der Vater heilig und theuer, er wisse nichts von dem Vorgange, vergebens suchten ihn seine Nachbarn, die ihn als einen Ehrenmann kannten, von so schmählichem Verdachte zu reinigen: die Gensdarmen hatten den Nachschlüssel mit dem in der Werkstatt gefundenen kleinen Modell ganz übereinstimmend erkannt und schlossen daraus, daß er ihn gemacht habe, und daß er mit dem Diebe einverstanden gewesen sey.

Als Anton vernehmen konnte, um was es sich handle, rief er händeringend: „O ich Unglücklicher!" und erzählte genau den Hergang der Sache.

Jetzt ließen die Diener der Gerechtigkeit den Vater frei und ergriffen dafür den Sohn, ihn ins Gefängiß zu führen. Wer weiß wie lange er dort hätte schmachten müssen, ehe seine Unschuld an den Tag gekommen wäre! Aber der Herr wollte, daß Anton auf dem Wege dahin einen Menschen schnell um eine Ecke biegen sahe, den er sogleich als denjenigen wiedererkannte, welcher ihm den Auftrag den Schlüssel zu machen gegeben hatte. Er zeigte ihn den Soldaten und wirklich wurde der Dieb gefangen. In dessen Wohnung wurden die Juwelen gefunden, er konnte daher sein Verbrechen nicht läugnen und gestand, auf

welche Weise er den armen Anton hintergangen habe. Sicherlich wird er der wohlverdienten Strafe nicht entgangen seyn.

Anton wurde in Freiheit gesetzt, sein Vater tröstete sich wieder, und die Nachbarn liebten ihn wie zuvor. Sowohl damals, wie in der Folge pflegte er öfter die Worte zu wiederholen:

„Trauet denen nicht, welche euch rathen, eurem Vater nichts zu sagen.“

18.

Wer zufrieden ist, ist reich.

Von Papst Leo X., aus dem Geschlechte der Medici von Florenz, erzählt man, er sey ein freundlicher und leutseliger Mann gewesen. Als dieser einmal in dem Walde von Montalto spazieren ging, sahe er auf einer Wiese einen jungen Schäfer, der am Rande eines Baches sitzend seine Heerde hütete, dabei seinen Dudelsack blies, zuweilen ein kleines Liedchen sang und in seinem ganzen Thun und Wesen eine Gemüthsruhe zeigte, wie sie die ländliche Einfachheit mit sich zu bringen pflegt. Der Kirchenfürst verglich diesen Seelenfrieden mit den Sorgen und Kümmernissen, welche ihn wegen seiner Reichthümer und wegen seiner Stellung beständig umlagerten und knüpfte mit dem jungen Hirten ein Gespräch an, in welchem er ihm zu verstehen gab, für wie glücklich er ihn halte.

Der Hirtenknabe aber war anderer Meinung und erwiederte: „O wenn Ihr nur wüßtet lieber Herr,

mit welchen Mühseligkeiten die Armuth verbunden ist! Glücklich sind die großen Herren, die viel Geld haben, die Karossen und Pferde und schöne Kleider besitzen, große Mahlzeiten halten, in reichen Betten schlafen, die mit Strenge ihren Dienern befehlen, vor denen Jedermann den Hut abzieht!"

„Du glaubst also, fragte der Papst, du würdest froher und glücklicher seyn, wenn du Geld hättest?"

„Gewiß, antwortete der Knabe, dann würde mir nichts mehr fehlen." Darauf warf ihm der Papst eine Börse mit 200 Zechinen*) zu und entfernte sich.

Kaum war der Knabe allein, so kehrte er die Börse um, so daß die glänzenden Goldstücke herausrollten und war bei dem Gedanken, daß diese ihm gehörten, vor Freude ganz außer sich. Er glaubte sich dem Himmel nahe, dachte nicht mehr an die Lieder, nicht mehr an Dudelsack und Heerde, sondern zählte sein Geld und zählte es immer wieder, weidete seine Augen daran, ließ es vor den Ohren klingen und dankte gerührt dem freigebigen Herrn.

Aber was nun anfangen mit diesem, ihm gleichsam vom Himmel gesendeten Schatze? Ihn nach Hause tragen?

---

*) Zechine (von zecca, die Münze) war die eigentliche Nationalgoldmünze der ehemaligen Republik Venedig, an Werth ungefähr gleich einem Dukaten.

Das wollte er nicht, denn wenn ihn Vater und Geschwister sähen, würden sie auch einen Theil haben wollen, ihm würde dann wenig bleiben. Er beschloß daher ihn zu verbergen, bis er überlegt hätte, was damit zu thun sey, aber er wußte nicht recht wohin. Kein Ort war ihm sicher genug: bald wollte er ihn in die Höhlung eines Baumes thun, bald unter die Erde, bald in irgend eine Grotte; endlich vergrub er ihn unter einem Trümmerhaufen eines eingestürtzten Mauerwerkes und versteckte ihn da recht sorgfältig, damit ja Niemand etwas davon merke.

Hierauf führte er die Schafe zum Stalle zurück und legte sich auf seinen Strohsack zur Ruhe. Aber während er sonst gleich nach dem Niederlegen in tiefen Schlaf zu verfallen pflegte, konnte er jetzt kein Auge schließen. Immer stand ihm sein kleiner Schatz vor der Seele; er bereute es, ihn im Freien gelassen zu haben, besorgte, er möchte ihm gestohlen werden und machte sich endlich, da er seiner Angst kein Ende wußte, mitten in der Nacht ganz leise auf den Weg zu dem verfallenen Gemäuer. Als er dort die Börse unberührt wiederfindet, athmet er freier, nimmt sie, verbirgt sie auf der Brust und kehrt wieder um. So oft sich ein Blatt im Winde bewegt, glaubt er, es belausche ihn Jemand; wenn er das Murmeln des Baches hört, fürchtet er Räuber: sein eigener Schritt, sein Schatten, die vom Mond beleuchteten Gestalten der Bäume verur-

sachen ihm Herzklopfen. Kurz an ihm bewährte sich recht eigentlich das Sprüchwort: Wer Geld hat, hat Sorgen. Auch in den folgenden Tagen findet er keine Rast und Ruh, Speise und Trank wollen ihm nicht schmecken, und die Glückseligkeit, die er sich von dem Besitz des Geldes geträumt, flieht immer mehr von ihm. Das Geld bewachen, es zählen war seine Beschäftigung, der Gedanke, wie es anwenden, seine Qual. Er möchte sich eine Heerde kaufen: aber wie? wenn die Seuche unter sie käme, wenn der Wolf sie fräße? Dann scheint es ihm wieder vortheilhafter, sein Vermögen in Waaren anzulegen und Handel zu treiben: aber das Meer kann sie verschlingen, Räuber können sie rauben, eine Feuersbrunst kann sie verzehren. Er will sich einen Weinberg anlegen: aber die Nebel, die Fröste, der Hagel?

So lange er nichts besaß, fehlte ihm auch nichts, jetzt dünkt ihm seine Habe zu klein, und er denkt schon an ihre Vermehrung. So sich selber der Ruhe beraubend und voll von Planen und Sorgen beschloß er endlich, seine friedliche Hütte zu verlassen, und ohne nur den Seinigen ein Lebewohl zu sagen, schlug er den Weg zur Stadt ein.

Dort kehrte er in einem Wirthshaus ein, in welchem sich gerade zwei Tagediebe mit Würfelspiel unterhielten. Er fragte, was sie da machten und bereitwillig erklärte ihm der Eine: „Siehe, wir setzen hier ein Jeder eine

Summe Geldes und wer den höchsten Wurf hat, gewinnt den Einsatz des Andern. Eben jetzt habe ich mir mit einem Wurf dieses Häuflein gewonnen. Willst du's nicht auch versuchen?"

Der unbesonnene Hirtenknabe bekam Zutrauen und dachte bei sich selbst: „warum soll ich nicht auch eine Probe machen, mein Capital zu verdoppeln?" und gesagt, gethan! Er zieht seine Börse und macht schon Pläne, was er mit dem Gewinnste Alles thun wolle. Die zwei Betrüger ließen ihn anfangs einige zwanzig Zechinen gewinnen, um ihn anzulocken. Das gefiel ihm, er setzte von Neuem und gewann wieder. Jetzt verdoppelte er den Satz und — verlor ihn.

Entschlossen, das Verlorene wieder einzubringen, verdoppelte er nochmals und verlor wieder. Er ereiferte sich immer mehr und um es kurz zu sagen, als er aus dem Wirthshaus trat, hatte er keinen Heller mehr.

Als er sich so in seine frühere Armuth zurückversetzt sahe, ward er sehr betrübt, weinte und gerieth fast in Verzweiflung: dann aber ging er in sich, machte aus der Noth eine Tugend, kehrte in die Heimath zurück und nahm die alte Lebensweise wieder an.

Und in der That, das war sein Glück! Denn nachdem er die Gedanken an Einkäufe und Gewinnste verscheucht, nachdem er alle jene Luftschlösser zertrümmert hatte, fand

er die verlorene Ruhe wieder und lebte zufriedener denn je bei seiner Heerde auf der Weide, mit seinem Dudelsack und seinen Liedern. Unter diesen sang er besonders gern folgendes:

Das indische Meer
Ist groß und hehr,
Und überreich
An Perlen und an Schätzen.
Doch wenn der Himmel finster grollt,
Und wenn der Sturm die Wogen rollt,
Dann ist ihm kein andres gleich
An Schrecken und Entsetzen.

Wer sich lieber schaukeln will
Auf den Fluthen sanft und still,
Vor Verderben und Gefahren
Seinen Nachen will bewahren,
Frieden liebt und Ruhe sucht;
Steure nahe hin zum Land,
In die arme enge Bucht,
Die den Winden unbekannt.

Vor Meerestücke gesichert seyn,
Ist besser, als Perlen und Edelstein.

19.

Der schlechte Bezahler.

Weil Johann Baptist in seiner Jugend nicht gelernt hatte, mit Fleiß zu erwerben und durch Sparsamkeit zu erhalten, so gerieth er in so dürftige Vermögensumstände, daß er sich genöthigt sahe zu borgen. Glücklicherweise fand er einen guten redlichen Freund, der ihm die erforderliche Summe vorschoß.

Als nun die Zeit herankam, wo er die Schuld abtragen sollte, dachte er bei sich selbst: wenn ich das Geld zurückzahle, bin ich so arm wie zuvor! besser, ich behalte es für mich, sage, es sey nicht wahr, daß es der Freund mir geliehen, und setze dann mein Geschäft mit gutem Erfolge fort.

Wirklich hatte er, als sein Freund ihn mahnte, die Frechheit, ihm die Schuld geradezu abzuläugnen. Aber zu seinem Verderben. Denn der Freund, welcher schon lange Geduld mit ihm gehabt hatte, glaubte nun keine Rücksicht mehr nehmen zu dürfen, verklagte ihn beim Richter, von

welchem Johann Baptist, der Lüge überführt, nicht nur zur Bezahlung der Schuld, sondern außerdem noch zu einer harten Geldbuße verurtheilt wurde.

Was für einen Gewinn hatte nun Johann Baptist davon, daß er die Schuld abläugnete? Er verlor das Geld, den Freund, die Ruhe des Gewissens und die Achtung der Menschen. Dagegen wer Schulden zahlt, vermehrt sein Gut.

20.

Das Armenhaus.

Einstmals führte mein Vater mich und meine Geschwister ins Armenhaus, ein großes Gebäude, bewohnt von Hülfsbedürftigen aller Art, besonders verschämten Armen, welche auf Kosten der öffentlichen Wohlthätigkeit hier Obdach, Nahrung, Kleidung und anständige Beschäftigung finden. Manche von ihnen sind schwach und Arbeitsunfähig, ohne ihre Schuld ins Elend gerathen, ja wohl gar zuweilen von undankbaren Kindern verlassen, um deren Erziehung willen sie vielleicht erst in diesen Zustand versetzt wurden. Andere sind durch eigene Nachlässigkeit dahin gekommen, weil sie nicht arbeiten, sondern nur genießen wollten, weil sie sich nicht daran gewöhnt hatten, weniger auszugeben, als sie einnahmen.

Neugierig und mitleidsvoll betrachteten wir diese Unglückichen, die hier einer nach dem andern ihr Leben elend beschließen müssen, ohne daß kindlichliebende Fürsorge sie in ihrer Schwachheit tröstete, ohne daß ein eigenes Häus-

chen ihnen jene kleinen Bequemlichkeiten darböte, welche sich auch der Arme verschaffen kann, ohne endlich die Freude zu erleben, daß sie ihre alten Tage in der Gegend hinbringen könnten, in der sie sich als muntere Knaben mit ihren Kameraden herumtummelten. Wir betrachteten sie, und während einerseits uns großes Mitleid ergriff und wir das Verlangen fühlten, Männer zu seyn, damit wir ihnen einige Unterstützung reichen könnten, so begriffen wir andrerseits, wie nöthig die Vorsorge und die Sparsamkeit sey, und wie nachahmungswerth das Beispiel der Bienen, welche den Honig aus den Blumen saugen, so lange sie blühen und ihn dann aufbewahren für den kommenden Winter.

Besonders tief hat sich das Bild eines dieser Armen mir in die Seele geprägt, der, obwohl nicht alt, doch schon zur Erde gebeugt einherging, dem man es deutlich ansahe, daß er sich allein und verlassen in der Welt fühle, der, was das Schlimmste ist, des Trostes entbehrte, auf eine tugendhaft verlebte Jugend zurückblicken, und der Zuversicht, in Frieden mit sich selbst von dieser Erde scheiden zu können.

Er näherte sich uns und sahe unsern Vater so melancholisch an, als ob er ihn um die Wonne, von den eigenen Kindern umgeben zu seyn, beneidete; danach richtete er aufmerksam seine Blicke auf uns lebensfrische und gesunde

Knaben und schien bemüht, sich angenehme seit langer Zeit vergessene Erinnerungen in die Seele zurückzurufen.

Dann trat er zu uns, grüßte mit vielem Anstande, äußerte wehmüthig lächelnd einige Worte über die Nothwendigkeit, gut zu seyn in der Jugend, wenn man im Alter glücklich leben wolle, und fügte den Spruch hinzu:

Die Erfahrung, junges Blut,
Ist ein unschätzbares Gut.
Weise, weise wirst du seyn,
Kaufst du sie bei Zeiten ein;
Doppelt weise, kaufst du nie
Dir auf eigne Kosten sie.

Wir waren ganz verwundert, diesen so schlecht gekleideten Alten, der im Hause der Unheilbaren wohnte, Verse hersagen zu hören und wurden sofort dadurch für ihn eingenommen, stellten uns um ihn her und schlossen Freundschaft mit ihm, wie das bei jungen Gemüthern der Fall zu seyn pflegt, wenn sie noch Niemand betrogen hat. O wenn ihr gehört hättet, wie freundlich, ja lehrreich seine Unterhaltung war, wie viele Dinge er wußte, wie Vieles er gesehen hatte, in wie vielen Ländern er gewesen war! Auch die schönsten, besten Bücher hatte er gelesen, so daß wir, während wir ihm mit offenem Munde zuhörten, ungeduldig wurden zu erfahren, wie doch ein so gut unterrichteter Mann, ein so gewandter Redner so weit herab-

kommen konnte, im Armenhaus bei Bettlern leben zu müssen.

Von den Erinnerungen aus der Vergangenheit ging er sodann über zur Schilderung seiner gegenwärtigen Lebensweise. Lieber Gott, welch' ein elendes Leben! Bitteres, weil unverdientes Brod und auch dieses nicht immer hinlänglich, denn wer sich nährt aus fremder Hand, der sättigt sich langsam; ein wenig Stroh, das er mit einem seiner Leidensgefährten theilt, keine von den Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten, die man erst schätzen lernt, wenn man sie nicht mehr haben kann. Denkt euch, seit er in der Wohlthätigkeits-Anstalt sich befand, erfreute er sich nie eines kleinen Mahles in Gesellschaft weniger und gleichgesinnter Freunde, fand er nie Gelegenheit zu ruhiger angenehmer Unterhaltung mit seines Gleichen, genoß er nie ein Gläschen Wein, der mit Recht die Milch der Alten heißt. Immer dasselbe eintönige Leben und das traurige Bewußtsein, weder sich selbst, noch seinen Nebenmenschen etwas zu nützen. Es war ein wahrer Festtag für ihn, wenn er irgend einem Spaziergänger begegnete, welcher ihm eine Prise Taback verabreichte.

Wer ihn während dieser Erzählung genauer ins Auge faßte, unter der groben Mütze die wenigen wohlgekämmten Haare, das abgetragene aber doch sauber gehaltene Kleid, den guten Anstand und das feine Benehmen bemerkte, dem

wurde klar, daß dieser Mann nicht geboren worden war, um von Almosen zu leben.

Gleichwohl streckte er die Hand aus, um ein solches von meinem Vater zu erhalten, und dieser schenkte ihm einen Zwanziger. Kaum hatte er ihn empfangen, so belebten sich seine Blicke, und er ging eilig davon, uns der Neugier, zu wissen wer er sey, überlassend. Als wir unsere Wanderung durch das Haus beendigt hatten, fragten wir beim Herausgehen den Pförtner nach diesem Manne. „Gewiß, sagten wir, ist er nicht in ärmlichen Verhältnissen geboren; er scheint wohlerzogen, er muß Umgang gehabt haben mit gebildeten Leuten. Wo ist er her?"

Der Pförtner führte uns an die Thürschwelle und zeigte uns im Hintergrunde der Straße einen schönen Pallast. „Sehen Sie, in diesem Pallast ist Herr Ottavio geboren und aufgewachsen, er war der einzige Sohn eines reichbegüterten Vaters." Dann wandte er sich nach der andern Seite und zeigte uns ein kleines Häuschen mit dem Aushängeschild einer Weinkneipe und fuhr fort: „Jetzt wird Herr Ottavio da drin seyn, um mit dem Gelde, das Sie ihm gegeben haben, zu spielen. Herr Ottavio ist aus jenem großen Pallast in dieses Armenhaus gekommen, weil er stets ein Spieler war."

Hier schwieg er. Wir sahen uns und unsern guten Vater stumm und unbeweglich an und kehrten still nach

Hause. Aber keiner von uns vergaß weder die Gestalt dieses Elenden noch die durch ihn veranschaulichte Lehre, und so oft ich seit jenem Tage einen jungen Mann seine Zeit mit Karten= oder Lottospiel, oder auf dem Billard hinbringen sehe, muß ich mich jedesmal unwillkührlich des Herrn Ottavio und des Armenhauses erinnern.

21.

Das Gefängniß.

Ein anderes Mal wollte ich ein Gefängniß sehen. Es war ein schöner Frühlingsmorgen, an welchem sich eben die Sonne erhob, den Himmel mit ihren ersten Strahlen zu vergolden, die ganze Natur schien zu feiern: die Blumen öffneten ihre Kelche, die bethauten Gräser glänzten wie Perlen, die Vögelein sangen ihr Morgenlied, schmetternd schwang sich die Lerche gen Himmel — mit einem Worte, es war der lieblichste Morgen, den man in dieser vorzüglich schönen Jahreszeit nur genießen kann. So durch den festlichen Schmuck der Natur hinwandernd trat ich ein in den Hof des Gefängnisses, an jenen schauderhaften Ort, wo nie der Mai eine Blume färbt, noch der August eine Frucht zur Reife bringt, wo die Menschen im Sommer der Kühle und im Winter der Wärme entbehren, wo sie dahin leben jeglichen Guts beraubt und des größten der Güter, der Freiheit.

Hier büßten die Verfälscher, die Diebe, die Händelsüchtigen, verurtheilt, von der durch sie beleidgiten Menschheit getrennt zu bleiben und Zwangsarbeit zu thun. Diese Elenden waren mit einem groben aschgrauen Zeuge bekleidet und mit eisernen an den Füßen vernieteten Ringen versehen, die durch kurze und schwere Ketten mit einander verbunden waren, und welche einige nur mit dem Leben verlassen durften.

Da ich sahe, daß Jedermann mit ihnen sprechen konnte, und daß sie auf die an sie gerichteten Fragen Antwort gaben, so fragte auch ich mehrere nach der Ursache ihrer Verurtheilung. Der Eine hatte in dem Handlungshause, in dem er beschäftigt war und wo man sich auf seine Treue und Redlichkeit verließ, Geld entwendet; ein Anderer hatte mit Wechselbriefen Unterschleif getrieben; ein Dritter Waaren verfälscht und die Käufer betrogen; wieder ein Anderer in der Hitze des Zornes einen seiner Freunde durchbohrt: Alle insgesammt hatten eines jener Verbrechen begangen, welche das Gesetz nicht mit dem Tode, aber mit Einkerkerung bestraft, um die Übelthäter zu verhindern noch mehr Böses zu thun, und um den Andern ein warnendes Beispiel zu geben.

Beim Anblick dieser Unglücklichen ergriff mich Mitleid, und ich war geneigt zu vergessen, daß sie durch eigene Schuld unglücklich waren. Auch jetzt versäume ich nicht,

die armen Gefangenen in mein Gebet einzuschließen und den Herrn anzuflehen, daß er ihnen Geduld verleihe und ihnen das Herz rühre, damit sie gebessert zu ihren Mitmenschen zurückkehren oder doch sich vorbereiten für das andere Leben.

Unter den zu Zwangsarbeiten Verurtheilten bemerkte ich einen noch ganz jungen Menschen von hübschem Äußern, artigen Manieren und angenehmer Stimme. Neugierig zu wissen, welches Verbrechen er begangen habe, fragte ich ihn, warum er hier sey und schenkte ihm schon im Voraus volles Mitleid.

Da hob er seine Augen empor, die sich mit Thränen füllten und rief, gleichsam vor sich selbst erbebend: „Ich? O ich bin ein Nichtswürdiger, strafbarer als diese alle: ich — habe meine Mutter geschlagen!“

Und er bedeckte sein von Scham geröthetes Antlitz mit den Händen und entfernte sich schweigend. Ich aber dachte an meine gute Mutter und meinte, es wolle mir das Blut in den Adern erstarren. Auch die Mitgefangenen des jungen Menschen sahen ihn, als sie ihn so reden hörten, mit Verwunderung an und zogen sich scheu zurück. Das war doch der Abschaum von Schurken, verhärtet in Laster; aber sie hatten eine Mutter, und die eigene Mutter mißhandeln war die einzige Schandthat, die sie noch schaudern machte.

22.

Ehre den Lehrern!

Der römische Kaiser Theodosius der Große wußte recht wohl, wie geringen Werth hohe Abkunft und Reichthum ohne gute Erziehung haben und befahl, daß man in allen seinen Staaten den weisesten Mann aufsuchen solle. Als solcher wurde der Philosoph Arsen gefunden, welchem Theodosius nun sogleich seinen Sohn Arcadius anvertraute, auf daß er ihn in der Tugend und Weisheit erzöge. Der Knabe, der sich auf seine hohe Abkunft viel einbildete, blieb während des Unterrichts sitzen und ließ den Philosophen vor sich stehen. Als das Theodosius bemerkte, sagte er zu ihm im Tone des Vorwurfs: „Stehe auf und räume diesen Platz deinem Lehrer. Reichthum und Geburt sind ein Zufall, sie sind nicht dein Verdienst, und Gott kann sie dir nehmen von einem Tag zum andern. Aber dieses Philosophen Weisheit ist ein wahres und wirkliches Verdienst, das immer und überall geachtet und geehrt seyn

wird. Drum stehe auf, mein Sohn, und räume diesen Platz deinem Lehrer."

Es gibt auch heutzutage noch Schüler, die ihren Lehrer wenig achten, blos weil er ein armer Mann ist und sie Söhne eines wohlhabenden Vaters, eines Doctoren oder Beamten oder Gutsbesitzers sind.

23.

Der Neidische.

In einer und derselben Erziehungsanstalt lebten Julius und Anselm, beide begierig, durch Fleiß sich ehrenvoll auszuzeichnen, aber diese Begierde war bei dem Einen Tugend, bei dem Andern Laster. Julius arbeitete wacker und mit wahrer Herzenslust auf sein Ziel los und suchte sich nur durch eigenes Verdienst vorwärts zu bringen. Anselm dagegen beneidete jeden, der mehr wußte als er und rief: „O, wenn ich nur so gut Französisch verstünde, wie der! O, was würde ich darum geben, könnte ich so zeichnen, wie Jener!" und während er sich so in unthätigen Wünschen verlor, achtete er nicht auf das geeignete Mittel, um tüchtig Französisch und richtig zeichnen zu lernen, nämlich mit Ernst und festem Willen zu arbeiten. Besonders hatte er den Julius ins Auge gefaßt: allein anstatt ihn wegen seines eifrigen Strebens nur noch mehr zu lieben, trug er in seinem Herzen einen tödlichen Neid

gegen ihn. Und dieser Neid wuchs dermaßen, daß er nicht eher Ruhe und Frieden finden zu können glaubte, als bis er dem Julius etwas Böses zugefügt habe.

Welch häßliches Laster ist doch der Neid, der uns Andere hassen läßt, weil sie gut und tugendhaft sind und der uns betrübt macht, wenn ihnen etwas Gutes wiederfährt!

Glaubet aber nicht, daß ein Neidischer Frieden in sich selber fände. Das könnt ihr an Anselms Beispiel sehen, in dessen Innern ein Ingrimm nagte, dessen junges Blut aufwallte, so oft er nur Julius begegnete. Dieser, die Güte selbst, zeigte ihm zuweilen eine Arbeit, weil er ihm damit ein Vergnügen zu machen glaubte und sagte: „Siehe einmal, gefällt dir das?" Anselm stellte sich zwar, als ob er ihn lobte, in Wahrheit aber gab es nichts Schlimmes, was er ihm nicht von Herzen gewünscht hätte. Wenn seine Mitschüler oder Lehrer Julius lobten, ging er auf die Seite und weinte; er ärgerte und härmte sich so sehr, daß er oft weder essen noch trinken mochte; selbst die Erholungen und Vergnügungen wurden ihm unangenehm, wenn er sie in Gesellschaft mit Julius genoß.

Dieses unvernünftige Übelwollen, diese unselige Mißgunst überschritt vollends alles Maß, als die Zöglinge sich anschickten, für die Prüfung am Schlusse des Jahres ein kleines Gemälde zu copiren. Julius wurde bald

fertig und leistete Vortreffliches, während Anselms Arbeit nur langsam vorrückte und am Ende doch nicht gut ausfiel. Es war natürlich, denn Julius gab sich viele Mühe, Anselm wenig; Julius suchte sein Möglichstes zu thun, Anselm dachte nur daran, wie er das Bild von Julius verderben könne.

Wirklich ging er eines Tages an Julius Staffelei und schüttete ein Näpfchen mit Farbe auf das kleine Gemälde. Welches Mißvergnügen Julius empfand, als er es so verdorben fand, mögt ihr euch denken: eben so sehr aber war Anselm vor Freuden außer sich darüber.

Aber wenn sich Julius auch betrübte, so verzweifelte er darum noch nicht. Wenige Tage später eilte er zu Anselm und sagte zu ihm: Siehe Freund, ich habe mein Bild wieder ausgebessert!"

Anselm erblaßte, that jedoch, als ob er sich freue und fragte: „Ei wie hast du denn das angefangen?"

Julius erzählte ihm nun, welche Mittel er angewendet habe, um den Flecken wegzubringen, was ihm zwar nicht ganz, aber doch so weit gelungen war, daß er ihn durch Schattirungen und neue Farben zu verdecken hoffte. Anstatt sich zu bessern, dachte Anselm knirschend bei sich selbst: „Ein ander Mal will ich dir's schon so zurichten, daß du nichts mehr daran ausbessern kannst."

Und richtig, einige Zeit darauf machte er, ohne daß

es Jemand merkte, mit dem Federmesser zwei lange Schnitte übers Kreuz durch das Bild. Es gehörte die Gutmüthigkeit eines Julius dazu, um nicht über einen solchen Schurkenstreich in Zorn zu gerathen. Das erste Mal hatte er die Sache für einen unglücklichen Zufall gehalten, aber jetzt konnte er nicht zweifeln, das sie daß Werk eines bösen Buben sey.

Der Vorsteher der Erziehungsanstalt stellte sogleich eine Untersuchung an, um den Thäter zu erforschen, aber vergebens, er konnte ihn nicht entdecken. Niemanden fiel es auch nur im Traume ein, daß „das stille Wasser" der Anselm derselbe gewesen sey, der sich mit verheuchelter Freundlichkeit noch überaus betrübt zeigte über das Mißgeschick seines Freundes.

Julius konnte nach jenem Unglückstage vor Verdruß anfangs gar nicht schlafen, schlummerte aber dann doch ruhig ein. Der Schlaf ist ein großes Heilmittel heftiger Gemüthsbewegungen. Darum hatte mein Großvater nicht Unrecht, wenn er mir anempfahl, vor jeder Entschließung erst einmal zu schlafen.

Am andern Morgen erwachte Julius mit dem Gedanken, daß Betrübniß ein Übel nicht mindern, daß es besser sey, sich mit dem zu trösten, was man noch hat, als sich zu kümmern über das, was man verlor, daß überhaupt bei Übeln das Beste ist, an ihre Heilung zu

denken. Als daher Anselm sich ihm mit der Miene eines Trösters näherte, sprach er zu ihm: „Bekümmere dich nicht meinetwegen. Du weißt, das erste Mal war mein Bild beschmutzt worden; ich hatte zwar den Flecken weggewaschen, aber ganz war er doch nicht verschwunden. Gleichwohl fehlte mir der Muth, die ganze Arbeit wegzuwerfen und wieder von vorne anzufangen. Der zweite Unfall hat jetzt meine Zweifel gelöst. Ich nehme einen neuen Bogen zur Hand, setze mich noch einmal zur Arbeit und suche dabei die Mängel der ersten zu vermeiden."

Was er sich vorgenommen, führte er aus. Zwei Wochen anhaltender Anstrengung reichten hin, das neue Bild so weit zu vollenden, als das erste gewesen war. Anselm hatte, in der Sicherheit, den gefährlichsten Nebenbuhler entfernt zu haben, seine Arbeit noch mehr vernachlässigt. Als er daher sahe, daß Julius seine Prüfungsaufgabe jetzt noch schöner gelöst hatte, denn zuvor, so wuchs sein Ingrimm, und absichtlich ihn steigernd erdachte er einen noch heilloseren Streich. Er wartete nämlich den Tag ab, nach dessen Verlauf dem Herrn Director das Bild überreicht werden sollte; jetzt, als es ganz fertig war, so daß auch kein Strich daran fehlte, nahm er dasselbe, eilte an das Fenster, welches auf das Wasser hinausging und lies es da hinunterfallen.

Dießmal glaubte er einen unheilbaren Schlag ausge-

führt zu haben und konnte seine gemeine Freude kaum verbergen, als er Julius, der seine Arbeit vermißte, fast in Verzweiflung gerathen sahe. Vergebens durchsuchte dieser die Schränke aller seiner Kameraden, nirgends fand er, was er suchte. Der folgende Tag kommt heran: alle Schüler befinden sich auf ihren Plätzen, jeder hat seine Zeichnung vor sich, um sie dem von der Regierung gesendeten Herrn Inspector zu überreichen — jeder, mit Ausnahme des armen Julius. Er allein, er der sich so viele Mühe gegeben, der so gute Fortschritte gemacht hatte, er mußte wie der nachläßigste Schüler, mit leeren Händen dastehen. Das schmerzte ihn zu tief, er mußte weinen und Anselm der Elende! hatte seine Freude an diesen Thränen. Dahin bringt uns der Neid!

Jetzt trat der Herr Inspector ein. Alle erhoben sich ehrerbietig, die Bessern freuten sich, nur Julius betrübte sich noch mehr. Aber siehe da, wie der Inspector hereintritt, hält er in der einen Hand einen Bogen, er rollt ihn auf, läßt ihn sehen: es war die Zeichnung von Julius!

Unter dem Fenster, aus welchem Anselm sie hinabgeworfen hatte, ragte aus dem Felsen ein wilder Feigenbaum hervor, in dessen Ästen das Bild hängen geblieben und also nicht ins Wasser gefallen war. Der Herr Inspector, der in der Gondel zur Erziehungsanstalt kam, bemerkte es, ließ es herabnehmen und fand großen Gefallen daran.

Und nun brachte er es mit herauf und fragte, wem es gehöre. „Mir, mir" rief Julius und konnte sich nicht mehr halten, sprang vor Freude weinend hin zu dem Herrn Inspector und nahm seine Arbeit mit der Ängstlichkeit eines kleinen Knaben an sich, der in einer großen Menschenmenge seinen Vater verlor, und nach vielem Suchen und Weinen ihn endlich wiederfand.

Seine Mitschüler mußten lachen über die ausgelassene Freude, nur einer knirschte. Als der Herr Inspector die Schicksale der Zeichnung erfuhr, sagte er: „Gewiß, hier ist die Hand Gottes. Du bist ein braver Junge, mein Julius, und deine Tugend wird nicht ohne Belohnung bleiben. Jenem Böswilligen aber, der dich beneidet, genüge als Strafe die Unruhe seines Gewissens und das Zusehen, wie das Böse, das er dir anthun wollte, sich nun zu deinem Besten wendet."

Julius stammte aus einer verarmten und dabei sehr zahlreichen Familie: es war daher für ihn wie für die Seinigen eine große Wohlthat, als ihm der Herr Inspector wegen seiner ausgezeichneten Aufführung bei der Regierung einen Freiplatz auswirkte. Nicht weniger erfreulich war sein ferneres Schicksal: wenige Jahre nachher wurde er Lehrer in derselben Erziehungsanstalt, in welcher er erzogen war, und noch jetzt fährt er fort, tüchtige Zöglinge heranzubilden, sich Aller Liebe zu erwerben und durch sein

eignes Beispiel zu beweisen, daß wer es gut macht, es auch gut hat.

Und Anselm? O ihr werdet nicht zweifeln, daß er das gefunden, was ihm mit vollem Rechte gebührte. Der Neid ist an sich schon ein solches Laster, das sich schwer bessert. Das Glück des Julius war für Anselm ein Dolchstich. Immer voll Ärger und Unruhe, fing er an abzumagern, sich auszuzehren -- nicht lange darauf, in einem Alter von kaum sechszehen Jahren, lag er auf der Bahre.

Es hat demnach jenes Lied nicht Unrecht worin es heißt:

Fremdes Glück zu stören,
Laß dich nicht bethören!
Nie gescheidt
Wird der Neid,
Gruben grabend fällt er oft
Selbst hinein ganz unverhofft.

24.

Die edelmüthigen Nebenbuhler.

Ganz anders handelten einige Florentiner Künstler deren schönen Wettstreit ihr jetzt hören sollt.

Im Jahre 1401 beschlossen die Bürger von Florenz, zwei große Thüren von Erz für die Kirche St. Johannis anfertigen zu lassen, welcher der Schutzheilige dieser hochberühmten Stadt ist. Sie verbreiteten daher die Kunde hievon, damit die besten Künstler herbeieilen und sich um die Arbeit bewerben möchten, welche sie demjenigen anvertrauen wollten, der die meiste Erfahrung an den Tag legen würde. Als Bewerber erschienen **Filippo Brunelleschi, Donatello, Lorenzo Ghiberti, Jacobo della Quercia, Simon del Colle, Francesco di Valdambria** und **Nicolo d'Arezzo**, Alle Bildhauer und Baumeister von großem Verdienste, von denen Jeder ein kleines Modell dieser Thüren einreichte.

Es wurde hierauf eine Commission von sachverständigen Personen gewählt, die beurtheilen sollten, welches das beste

Bayerische Staatsbibliothek München

wäre. Da fand sich, daß Donatello gut gezeichnet, aber schlecht gearbeitet und schlecht ausgeführt hatte; bei Jacobo erschienen die Figuren gut, aber ohne Feinheit; schön war der Metallguß bei Simone, aber ungenau die Zeichnung; Francesco hatte hübsche und saubere Köpfe geliefert, aber die Erfindung war arm und verworren. An Nicolo lobte man die große Meisterschaft und Übung, aber man erklärte die Figuren für zu sehr untersetzt und nicht reinlich genug ausgeführt. Dem Modell von Ghiberti wurde wenig Aufmerksamkeit geschenkt, weil er noch jung war und man sich nicht viel von ihm versprach. Daher entschied man endlich, daß Donatello und Filippo Brunelleschi wegen des Reichthums an Figuren und wegen der edleren Auffassung vor den andern den Vorzug verdienten.

Wären diese nun nichtswürdige Menschen gewesen, so hätten sie sich nicht nur über die ihnen zu Theil gewordene Ehre gefreut, sondern Einer hätte den Andern noch zu überflügeln gesucht, um die Ausführung jenes glänzenden Auftrags an sich allein zu bringen. Aber je mehr Verdienst Einer hat, um so weniger ist er des Neides fähig. Die beiden auserwählten Bildhauer stellten sich den Consuln von Florenz vor, bewiesen, daß der Entwurf von Ghiberti die Vorzüge der richtigen Zeichnung, des Fleißes und der Erfindung in sich vereinige, daß er sich allein durch dieses gleichsam hingehauchte Modell als einen

der geübtesten Meister bewähre, und suchten es dahin zu bringen, daß ihm die Besorgung der Thüren anvertraut würde.

Das geschah auch. Die Arbeit gelang vortrefflich und alle Florentiner bewunderten die Meisterschaft Ghiberti's, zugleich aber priesen sie auch die wahre Herzensgüte, die neidlose Tugend jener Freunde und riefen aus: „Glückselige Geister, die ihr euch gegenseitig die Hand reicht, und einen Hochgenuß darin findet, die mit Anstrengung erzeugten Meisterwerke Anderer lobend anzuerkennen!“ *)

*) Der als Maler, Bildhauer und Baumeister gleich große Michel Angelo erklärte Ghiberti's Thüren für würdig, Thore des Paradieses zu seyn.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

25.

Verzeihen ist die beste Rache.

Unter den ausgezeichneteren Männern Italiens werdet ihr einst den Torquato Tasso schätzen lernen, den Dichter, welcher die Heldenthaten der Christen im gelobten Lande besang, als sie um's Jahr 1100 dahin zogen, Jerusalem aus den Händen der Türken zu befreien. Die Neidischen und Mißgünstigen, denen Torquato's Genie ein Ärgerniß war, sagten über seine Dichtungen alles erdenkliche Üble und, was schlimmer war, sie verbreiteten verläumderische Gerüchte zum Nachtheil seines guten Namens, um ihn bei seinen Gönnern und Beschützern in ein schlechtes Licht zu setzen. Besonders tadelte und verläumdete ihn ein gewisser Jakobo Salviati, der es durch böswillige Zuflüsterungen endlich dahin brachte, daß der ehrenwerthe Mann ins Gefängniß gesetzt wurde.

Doch die Bösen können sich auf die Länge nicht verbergen. Das Sprüchwort sagt, was Feuer in sich hat, muß Rauch von sich geben. Tasso's Freunde beeilten

Bayerische Staatsbibliothek München

sich, ihm eine schimpfliche Handlung seines Verläumders zu erzählen und ermunterten ihn, diesselbe zu veröffentlichen und so demjenigen Ehre und Achtung zu rauben, der sie ihm hatte rauben wollen.

Aber Tasso war nicht nur ein ausgezeichneter Dichter, er war auch ein guter und religiöser Mensch. Wisset ihr, was er antwortete? Er sagte: „Ich will ihm weder Ehre noch Brod nehmen, nur eines möchte ich ihm nehmen, den Willen Böses zu thun."

Kinder, wenn ihr einmal nach Bergamo kommen solltet, so werdet ihr dort auf dem Marktplatze die Bildsäule von Torquato Tasso sehen, der ein Bergamasker war. Dann erinnert euch dieser seiner Antwort. Wir können nicht alle so ausgezeichnet und berühmt werden wie er, wir können aber alle so gut seyn wie er.

26.

Johann Karl Passeroni.

Johann Karl Passeroni war ein sehr wackerer Geistlicher, geboren in der Grafschaft Nizza und fast immer in Mailand wohnend, woselbst er im Jahre 1803 in einem Alter von 90 Jahren starb. Ganz arm, denn er strebte nicht nach Reichthümern, begnügte er sich mit wenig Brod und einigen Früchten, besorgte selbst sein kleines Hauswesen und theilte alles das Wenige, was er erübrigte, denen mit, die bedürftiger waren als er. Und doch war er einer der geistreichsten Köpfe, deren sich Italien rühmen kann: er schrieb ein Leben Cicero's in Versen und viele andere Dichtungen voll von natürlicher Einfachheit und ausgezeichneter Sittlichkeit.

Diese spiegelte sich aber nicht nur in seinen Schriften, sondern in seinem ganzen Leben ab, denn er war liebreich, menschenfreundlich und fromm; Neid und Stolz waren ihm gänzlich fremd. Von den vielen Zügen, die ich euch

Bayerische Staatsbibliothek München

aus dem Leben dieses schlichten Mannes erzählen könnte, will ich euch hier nur zwei mittheilen.

Eines Abends bemerkte er beim Nachhausegehen, daß eines der eisernen Gitter, welche dazu dienen, den Kellern Licht und Luft zu geben, zerbrochen war. Da er fürchtete, es möchte Jemand beim Vorübergehen im Finstern darauf treten und hinabfallen, so stellte er sich daneben als Schildwache eine ganze lange Winternacht hindurch. Er achtete nicht auf seine Bequemlichkeit, wenn es sich darum handelte, den Nächsten vor Übel zu bewahren.

Ein anderes Mal, als er über die Brücke am östlichen Thore in Mailand ging, sah er einen Lastträger, der sich der Länge nach auf das Geländer dieser Brücke hingestreckt hatte und fest eingeschlafen war. Besorgt, er könne im Schlafe sich umdrehen und ins Wasser fallen, näherte er sich und weckte ihn sanft mit den Worten: „Guter Freund, steht auf, wenn Ihr hier liegen bleibt, könnte euch etwas Unangenehmes zustoßen."

Ein Andrer hätte dem guten Manne gedankt, aber der ungeschliffene Lastträger drehte sich barsch um, machte ihm heftige Vorwürfe, daß er ihn aufgeweckt habe und sagte, er solle nur seiner Wege gehen, sich um sich bekümmern und Jeden thun lassen, was ihm beliebe.

Ohne im Geringsten über solche Unhöflichkeit unwillig zu werden, bat Passeroni um Entschuldigung, ihn in

seiner Ruhe gestört zu haben, zog zehen Sold aus der Tasche und gab sie ihm, damit er hingehe und auf seine Gesundheit trinke.

Darauf entfernte er sich. Aber da kam ihm das Bedenken, daß das Trinken ohne Speise dem Lastträger schaden könne. Sogleich kehrte er daher um, und gab ihm auch die übrige kleine Münze, welche er noch bei sich führte, damit er auch ein wenig esse.

Diese Bedenken sind allerdings übertrieben, aber wie selten ist der Mann, welcher in Handlungen der Güte und Gefälligkeit das Maaß überschreitet!

27.

Die Via mala
oder
Muth und Verwegenheit.

Um in die Schweiz zu reisen, verließ ich unser liebes Italien und ging über den Splügen, welcher Berg die Lombardei von Graubündten scheidet, und über den eine sehr schöne neue 6500′ über der Meeresfläche erhabene Straße führt*). Als ich auf dieser hinabstieg, kam ich an eine sechs Meilen**) lange Strecke, welche man die

*) Das Wasser bildet immer eine wagerechte Fläche, daher ist das Meer überall von derselben Höhe. Folglich ergibt sich die Höhe der Orte auf der Erde aus ihrem senkrechten Abstande von der Meeresfläche. So ragt z. B. Mailand 368′ über die Meeresfläche empor.

**) italienische, à 3000 Schritte. Auf eine deutsche Meile gehen etwas über 4 italienische, oder wenn wir deutsche und geographische Meilen als ganz gleich betrachten, so

Via Mala nennt, um damit an ihre frühere schlechte Beschaffenheit zu erinnern. Denkt euch zwei ungeheure Berge, senkrecht und so hoch, daß die Sonne nie in die dazwischen liegende Tiefe hinabdringt. Auf der Seite des einen ist die Straße in den harten Felsen eingehauen, an manchen Stellen nur durch Bogen getragen. Senkt ihr die Blicke hinab, so seht ihr einen über 450′ tiefen Abgrund, in dessen Bett der Rhein schäumend dahinbraust; hebt ihr das Auge empor, so erblickt ihr nur einen Streifen Himmel zwischen zwei nackten Felswänden, welche mit jedem Augenblick sich nähern und euch in der Mitte zerquetschen zu wollen scheinen. Manchmal lösen sich von den Gipfeln ganze Massen und stürzen mit Donnergepolter hinab; oft auch trennt sich da oben ein kleiner Schneeball, der dann, sich über den frischen Schnee herabwälzend, immer größer und größer endlich zu einem förmlichen Schneeberge wird, unter seiner Wucht manchen armen Wanderer begräbt, die Straße vernichtet, die ihm im Wege stehenden Gebäude niederreißt.

Es ist nicht lange her (so erzählte mir mein Führer), daß ein Maulthiertreiber, als er gerade über eine jener Brücken zog, von einer solchen Schneelawine ereilt und

ist eine deutsche Meile = 4 italienischen, eine italienische also = einer halben Stunde.

sammt seiner ganzen Habe, dem Maulthiere, das mit Reis und hundert im Handel erworbenen Zechinen beladen war, begraben wurde.

Zu seinem Glücke hatte ihn der Schneesturz nicht mit seiner ganzen Schwere erreicht, weil er zufällig einige Schritte hinter seinem Thiere zurückgeblieben war, aber dieses wurde sammt seiner Ladung in den tiefen Abgrund geschleudert.

Nachdem er sich mit unsäglicher Mühe an das Tageslicht empor gearbeitet hatte, eilte er in das nächste Dorf und erzählte dort jammernd und halb verzweifelnd den Unfall, der ihn und seine ganze Familie ins Elend stürze.

Von Mitleid gerührt entschloß sich Salomon Hungar, der Richter des Ortes, ihm das verloren gegangene Geld wieder zu verschaffen. Er begab sich demnach nebst einigen starken Männern an den Abgrund, band sich ein Seil um den Leib und ließ sich mit einem eisenbeschlagenen Stocke versehen hinab. Bei dem Anblicke des über einer so ungeheuren Tiefe in der Luft schwebenden Mannes standen allen Anwesenden die Haare zu Berge. Wenn der Strick zerrissen, wenn er denen, die ihn hielten aus der Hand geglitten, wenn der verwegene Luftschiffer an einen Felsen angeschlagen wäre! Das Alles hätte leicht seyn können. Gleichwohl glitt der beherzte Richter immer weiter hinab, und erreichte den Boden des Thales. Dort hatte der

herabgefallene Schnee das Saumthier sammt seiner Bürde verschüttet, so daß er lange Zeit mit dem Stocke sondiren mußte, ehe es ihm gelingen wollte, das Gesuchte zu finden. Endlich entdeckte er glücklich die Stelle: Das Maulthier war todt, das Geld nahm er zu sich und gab dann das Zeichen, daß man ihn auf dieselbe Weise hinaufziehen solle, wie man ihn herabgelassen hatte.

Aber die Hinaufreise war noch gefährlicher. Jeder Zug am Stricke brachte den Richter in eine so schaukelnde Bewegung, daß er nur mit großer Mühe sich vor dem Anstoßen an die Felsmassen schützen konnte und länger als eine Stunde schwebte er so zwischen Leben und Tod. Endlich erreichte er die Brücke, und alle Umstehenden priesen den beherzten Mann, der sich einer so gefährlichen Probe unterworfen hatte, während der beglückte Maulthiertreiber bis zu Thränen gerührt ihm dankte.

Nun was meinet ihr, meine jungen Leute, zu dieser That? — Schön, edelmüthig ist es jedenfalls, seinem Nächsten selbst mit eigener Gefahr zu helfen. Aber glaubt ihr, daß die Gefahr in richtigem Verhältniß stand zu dem gehofften Gute? Wenn es sich darum gehandelt hätte, einen verunglückten Menschen zu retten, der in diesen Abgrund gefallen wäre, dann hätte Hungar ganz recht gethan. Aber um des schnöden Geldes willen durfte er sein Leben nicht so aufs Spiel setzen, und wäre die Summe

noch einmal so groß gewesen, so hätte ihn dieß nicht bestimmen dürfen, einen so gefahrvollen Versuch zu machen. Der Maulthiertreiber hätte auf andere Weise seinen Unterhalt finden können; mildthätige Menschen würden ihn unterstützt haben, ja Hungar selbst konnte ihm einen Theil seiner Habe geben, aber er durfte schon aus Rücksicht gegen seine Familie nicht das eigene Leben daran wagen. Hungar war meiner Meinung nach nicht muthig, sondern verwegen.

28.

Das Almosen.

„Ich bin arm, habe also keine Verpflichtung, Almosen zu geben.“

„Und ich bin noch klein, folglich hat das Gebot, wohlzuthun und mitzutheilen, keinen Bezug auf mich.“

So sprachen der Landmann Carlantonio und sein Söhnlein Peppo, als sie aus der Kirche kamen, wo der Herr Pfarrer in der Predigt gezeigt hatte, wie wir Alle die Verpflichtung haben, unserem Nächsten beizustehen. Er hatte seiner Betrachtung die Worte des Evangeliums (Matth. 5, 35.) zu Grunde gelegt, wo es heißt: „Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset. Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränket. Ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich beherbergt. Ich bin nackend gewesen, und ihr habt mich bekleidet. Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besuchet. Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters!“

Wohl denen, die diese Worte auf sich beziehen können,

dachten Carlantonio und Peppo, sein Söhnlein: aber die sind nur für die Reichen gesagt, welche Speise und Trank und Kleidung und Obdach den Bedürftigen geben können. Wir Arme können nur Almosen von Andern empfangen.

Mit solchen Gedanken kehrten Beide nach Hause zurück. Aber anstatt die Reissuppe, welche ihr Mittagsmahl ausmachen sollte, gekocht zu finden, war das Feuer erloschen und eben trat die Mutter zur Thüre herein.

„Wo bist du gewesen, Maria? fragte Carlantonio sein Weib etwas unwillig.

„Beruhige dich, mein Lieber!" versetzte Maria. „Unser Nachbar Benedetto ist krank, recht krank. Ich bin bis jetzt bei ihm gewesen, um ihm beizustehen und wenn ich euch das Mittagessen gekocht habe, so will ich wieder hinübergehen und den Sonntag durch ein gutes Werk am Krankenlager heiligen. Der arme Benedetto! Was ihm besonders wehe thut, ist, daß jetzt gerade Bestellzeit ist, und wenn er sein Feld nicht bestellen kann, so hat er kein Brod."

„Und wo ist meine Schwester Angelika, fragte Peppo, daß ich sie nicht in der Kirche sah?"

„Sie hat, erwiederte die Mutter, die Kinder Benedetto's herumgeführt, damit sie nicht mit ihrem Geschrei den Kranken stören, oder durch den Anblick ihres leidenden Vaters sich betrüben."

Da blickten sich Carlantonio und Peppo schweigend an und sahen der guten Maria zu, wie sie ihnen das Mittagsmahl bereitete. Jetzt lernten sie einsehen, jetzt begriffen sie, daß Niemand zu arm oder zu klein sey, um Werke der christlichen Liebe zu üben.

Carlantonio eilte auf den Anger, wo sich an Sonntagen die Landleute zu versammeln pflegten und erzählte ihnen, wie krank und schwach der arme Benedetto sey und daß derselbe daher seinen Acker nicht bestellen könne. „Wißt ihr was? sagte er zu ihnen, wir wollen ihm sein Feld graben!"

„Ja, ja! Recht gern," riefen sogleich acht bis zehen der Kräftigsten und eilten sofort zum Herrn Pfarrer, um bei ihm die Erlaubniß, am Sonntage arbeiten zu dürfen, einzuholen.

Der Pfarrer gab ihnen dieselbe, als er hörte, worum es sich handle, mit Freuden und lobte sie noch obendrein wegen ihrer thätigen Nächstenliebe.

Die Bauern wechselten nun in aller Eile ihren Sonntagsanzug mit den Werktagskleidern, nahmen Spaten und die anderen nöthigen Werkzeuge zur Hand, und ehe der Abend herankam, war Benedetto's Feld so weit bestellt, daß es konnte besäet werden. Die Arbeiter aber fühlten sich durch die Arbeit selbst hinlänglich belohnt, und waren zufriedener und froher, als wenn sie den halben Tag herumgeschwärmt oder gespielt hätten.

Auch Peppo legte bei dem Werke mit Hand an, las Steine zusammen und suchte nach Kräften dem armen Benedetto zu helfen. Dieser aber empfahl in seinem Gebete auch seine Wohlthäter der göttlichen Liebe und Gnade.

29.

Frommer Sinn.

Don Bassano, Pfarrer eines kleinen Dorfes in den Bergen von Brescia, hatte theils durch eigene Ersparnisse, theils durch die Beiträge seiner Pfarrkinder hundert Lira*) zusammengebracht, mit denen er einen neuen Kelch für seine Kirche kaufen wollte, um nicht mehr den alten, abgenützten brauchen zu müssen, der ihm ungeziemend schien zu heiliger Handlung. Mit dieser kleinen Summe machte er sich auf den Weg und gelangte bedächtigen Schrittes von seinen Bergen nach Brescia. Dort angekommen geht er unter die langen Bogengänge und betrachtet sich die in den Glasschränken zum Verkaufe ausgehängten und aufgestellten Kostbarkeiten und Schmucksachen der Goldarbeiter, ob er nicht darunter einen für ihn passenden Kelch entdecke. Während er sich so umsiehet, hört er eine kleine Trompete

*) 1 Lira = einem Kopfstück, Zwanziger, 24 kr. rheinisch.

ertönen. Er geht dem Schalle nach, um zu erfahren, was es gebe, und erblickt den öffentlichen Ausrufer, der auf einem Tische stehend, Kessel, Töpfe, Kästen uud anderes ziemlich ärmliches Hausgeräthe eines Bauern an den Meistbietenden versteigerte.

Nicht weit davon stand auch der Bauer mit Thränen in den Augen, weil er sich trennen sollte von den alten lieben Geräthschaften und weil er fühlte, in welch' mißliche Lage nun seine Familie ohne diese nothwendigen Gegenstände gerathen werde. Ihm näherte sich Bassano und mit jener freundlichen leutseligen Miene, welche den Dienern des Herrn so wohl ansteht, fragte er ihn, warum er seine Habe verkaufen wolle.

Ich verkaufe sie nicht freiwillig, erwiederte der Bauer, sie wird mir verkauft auf Verfügung des Steuereinnehmers. Es sind nun zwei Jahre her, da hatten wir den starken Hagel, wie Sie wissen. Dieser verwüstete auch meine Felder und verschlimmerte meine Vermögensumstände so sehr, daß ich weder die Grundsteuer noch die Kopfsteuer*) bezahlen konnte, so daß ich Schulden machen mußte.

*) Jedermann zahlt der Regierung eine Abgabe für seine Person und alle Grundstücke zahlen eine Abgabe nach Verhältniß ihres Ertrags. Dieß ist die Kopfsteuer und die Grundsteuer.

Auch das vergangene Jahr hat mein Feld jene Verwüstung noch empfunden und hat mir kaum so viel Ertrag geliefert, als nöthig ist, um ein Weib und drei Kinder zu erhalten. So kam es dahin, daß der nichtbezahlte Steuereinnehmer mein weniges Hausgeräth in Beschlag nahm und nun...

Der Geistliche ließ ihn nicht ausreden, sondern ging zum Steuereinnehmer und fragte: „Wie viel ist der arme Mann da schuldig?"

„Hundert und zehn Lire," antwortete Jener.

Don Bassano zog das Beutelchen aus der Tasche, worin er die hundert Lire sorgfältig aufbewahrt hatte, fügte denselben noch das wenige Geld hinzu, das er zur Zehrung auf den Weg mit sich genommen hatte und tilgte die Schuld des Landmannes.

Dieser trug unter den lebhaftesten Ausdrücken der Freude und der Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter seine Habseligkeiten wieder nach Hause. Don Bassano kam fast nüchtern und ohne Kelch in seinen Pfarrhof zurück, erzählte seiner Gemeinde die Begebenheit und sprach: „Ich werde nach wie vor das heilige Mahl mit diesem alten abgenutzten Kelche feiern, aber bei dem Herrn, der aus Liebe zu uns sich herabließ, in einem Stalle Mensch zu werden, werden wir uns ein größeres Wohlgefallen erworben haben durch Unterstützung einer armen Familie, als wenn wir ihm ein kostbares Gefäß darreichten."

30.

Das gute Herz.

Henriette war so zarter Natur, von so reizbarem Temperamente, daß sie nicht von Krankheiten sprechen hören konnte, ohne beinahe ohnmächtig zu werden. Sahe sie im Theater ein Trauerspiel, so weinte sie; las sie eine rührende Geschichte, so weinte sie; häufig weinte sie in der Kirche. Wußte sie, daß eine ihrer Freundinnen unwohl war, so verging ihr die Lust zum Essen und Schlafen. Sahe sie einen Armen, so rief sie ihrem Vater, daß er ihm ein Almosen gebe. Ja, oft ging sie in die Speisekammer, um für den kleinen Hund ein Stück Braten oder Wurst zu holen, und wenn sie sich unbemerkt glaubte, lief sie zum Stalle, den Pferden eine doppelte Portion Hafer zu geben.

Nicht so empfindsam war ihr Bruder Friedrich. Dieser gab Jedem, was ihm gehörte, ohne weiter viel Aufsehens davon zu machen. Mit einem Herzen, das nicht

weniger mitleidsvoll war, als das seiner Schwester, vereinigte er größeren Muth und größere Klugheit.

Eines Tages sollte die Mutter dieser beiden Geschwister zur Ader lassen. Henriette schloß sich ein und weinte so heftig, daß es der armen Kranken durch Mark und Bein ging. Friedrich dagegen machte das Becken zurecht und die Binde, die Kompresse und was sonst nöthig war, stand seiner Mutter hilfreich zur Seite und ermuthigte sie mit den Worten: „Habe keine Angst Mütterchen, du wirst nicht sterben. Gott erhört das Gebet seiner Kinder."

Ein andermal kam Henriette ganz athemlos und verstört ins Zimmer hereingestürzt und rief: „O Gott! O Gott! der Winzer im Garten ist vom Spalier gefallen und hat sich den Kopf zerschmettert!"

„Hast du Niemand zu Hülfe gerufen?" fragte Friedrich.

„O nein, versetzte sie, ich kann kein Blut sehen."

Friedrich eilte hinaus, rief Leute herbei, welche den Unglücklichen aufhoben und in ein Bett trugen, und ging dann zum Wundarzt, der auch bei Zeiten kam und den Winzer rettete.

Am Weihnachtsfeste pflegte der Vater dieses Geschwisterpaares einem Jeden außer den gewöhnlichen Geschenken noch einen Thaler für mildthätige Zwecke zu geben. Am Abend des zweiten Feiertages fragte er Henrietten, wozu sie den Thaler verwendet habe.

„Gestern Vormittag begegnete mir der Toni, antwortete sie, der sagte zu mir: „„„O Sie haben es gut, Sie laben sich heute an einer wohlbesetzten Tafel, und ich werde fasten müssen.““ Der arme Mensch dauerte mich, ich gab ihm das Geld, und er dankte mir sehr dafür.“

Hierauf sagte der Vater: „Dieser Toni ist ein Tagedieb, der Alles durch die Gurgel jagt. Mit deinem Thaler habe ich ihn in ein Wirthshaus gehen sehen, dort wird er ihn bereits verzehrt haben. Und du Friedrich, was hast du mit dem Deinigen gethan?“

„Ich, versetzte der junge Mensch, habe ihn dem Bäcker gegeben, damit er der kranken Therese zehn Tage lang weißes Brod liefert.“

Sein Vater wurde bis zu Thränen gerührt, küßte ihn auf die Stirne und sprach: „Weil du so guten Gebrauch davon zu machen verstehest, so hast du hier noch einen Thaler.“

Fast um dieselbe Zeit starb in ihrer Nachbarschaft ein Familienvater. Henriette sagte zu ihrem Bruder, während sie mit Unlust frühstückte: „In welch' traurige Lage müssen doch die armen Leute durch diesen Todesfall gekommen seyn! Bei dem Gedanken daran, besonders an das Herzeleid des armen kleinen Karl, habe ich die ganze Nacht kein Auge schließen können. Und noch jetzt schmeckt mir kein Bissen.

Friedrich schwieg; als Henriette aber gewahr wurde, daß sein Bett noch frisch gemacht war, fragte sie ihn, ob er denn die vergangene Nacht sich nicht niedergelegt habe. „Nein, antwortete er, ich bin bei unsern Nachbarsleuten geblieben, um sie zu trösten und mit ihnen zu trauern."

Jener kleine Karl, den Henriette erwähnte, ein von Natur schon schwächlicher Knabe, wurde durch den Kummer über den Tod seines Vaters noch kränklicher und bekam die Schwindsucht. Als ihn Henriette so blaß, so abgemagert und hohläugig und von beständigem Husten geplagt sahe, fiel sie in Ohnmacht und wollte ihn von da an nicht mehr besuchen, obwohl sie sich eifrig bei Jedermann nach ihm erkundigte.

Friedrich, dem der Arzt die beruhigende Versicherung gegeben hatte, daß die Krankheit für ihn keine Gefahr habe, war den ganzen Tag um den Kranken, gab ihm zu trinken, hielt ihm den Kopf, wenn er hustete, leistete ihm Gesellschaft, wenn er allein war, las ihm vor, ermuthigte ihn und heiterte ihn auf, indem er ihn an die frohen und vergnügten Stunden erinnerte, die sie mit einander genossen hatten.

Der kleine Karl starb. Henriette bat sich eine Haarlocke von ihm aus, die sie beständig am Busen trägt; Friedrich weiß, daß er einen guten Freund mehr im Himmel hat.

31.

Wer sich selbst hilft, dem hilft der Himmel.

„Bitte um ein kleines Almosen, um Gotteswillen!" So hörte ich fast täglich mit weinerlicher Stimme den Bettler Claudius rufen, der an einer Kirchenecke lehnte und ganz schmutzig und zerlumpt aussah. Meine Mutter hatte mich gelehrt, gegen Arme mildthätig zu seyn, daher warf ich ihm, so oft ich ihn sahe, einige Centesimi*) in den Hut.

Einmal ging ich auch an ihm vorüber mit Herrn Anselm, einem eben so reichen als redlichen Manne. Kaum wurde Claudius uns gewahr, so begann er sein Klagelied: „Bitte um ein kleines Almosen, um Gotteswillen!"

Ich glaubte, Herr Anselm würde dem Bettler eine reichliche Gabe spenden, statt dessen ging er auf ihn zu, betrachtete ihn genau und sprach in ernstem Tone: „Du

---

*) Centesimo (sprich: Tschentesimo) kleine Kupfermünze, der hundertste Theil eines Lire, eines Zwanzigers.

scheinst mir gesund und kräftig zu seyn, warum arbeitest du nicht? Auch mein Vater war sehr arm; aber er lehrte mich ein Handwerk und hielt mich zur Arbeit an. Er that mich zu einem Uhrmacher. Von ihm lernte ich erst alte Uhren repariren, dann neue machen. Diese verkaufte ich, legte einen Theil des Erlöses zurück, gewann Credit, und errichtete dann mit Beihilfe eines guten Freundes eine Manufactur im Großen. Mit der Arbeit vervielfachte sich auch der Gewinn. Ich kaufe z. B. ein Pfund rohes Eisen, das kostet fünf Sold; ich veredle es zu Stahl und verfertige daraus jene ganz feinen Spiralfedern, welche die Zeit in den Uhren regeln. Eine jede derselben wiegt $1/_{10}$ Gran und kostet drei Lire; nun gewinne ich aus einem Pfund Eisen 80,000 Stück und so bringe ich, vermittelst der Arbeit, die 5 Sold zu einem Werthe von 240,000 Lire. Auf diese Weise beziehe ich jetzt eine jährliche Einnahme von 6000 Lire und erfreue mich noch überdieß an dem Segen, der hieraus für meine Nachbarn erwächst, denen ich zur Hälfte das Mittel zu ehrlichem Broderwerb an die Hand gebe. Du bist gesund, mein Lieber, gehe nur hin und arbeite, mein Rath wird dir dann mehr werth seyn als das Almosen. Der Fleißige verdient sein Brod, der Träge stiehlt es."

Claudius senkte den Blick zu Boden und schien über die Worte nachzudenken. Weder an den folgenden Tagen

sah oder hörte ich etwas von ihm. Im Monat August jedoch gehe ich zum Jahrmarkt nach Bergamo und kehre dort in einem Gasthause ein. Beim Eintritt in dasselbe begegnet mir ein Mann, der mich grüßt, meinen Namen nennt, den ich aber, so genau ich ihn auch betrachte, nicht erkenne. Da sagte er zu mir: „Ich bin jener Claudius, dem Sie so oft Almosen gegeben haben. Erinnern Sie sich noch des guten Rathes, den mir Herr Anselm gab? Ich bin ihm gefolgt und zu meinem Glück. Da ich nichts Anderes verstand, so legte ich mich auf den Ackerbau. Der Herr, dem ich diente, erkannte meinen guten Willen und meine Ehrlichkeit und gab mir ein kleines Gütchen in Pacht. Ich erhielt es in gutem Stande, verbesserte es zu seinem und meinem Vortheil und gewann dabei so viel, daß ich bald ein größeres Gut pachten konnte. Jetzt verwalte ich hier eine zwar nicht sehr ausgedehnte, aber gut bestellte Maierei mit eigenem Vieh, darneben betreibe ich die Gastwirthschaft: ich habe geheirathet, habe Kinder, erziehe sie so viel ich kann selbst, und hoffe ihnen dereinst ein zu ihrem bequemen Auskommen hinreichendes Vermögen und, was noch mehr werth ist, einen guten Namen, Geschick und Lust zur Arbeit zu hinterlassen. Das Alles verdanke ich dem Rath des Herrn Anselm; daher wiederhole ich meinen Gästen gar oft: Ein guter Rath ist mehr werth, als vieles Geld."

32.

Schnelle Hülfe gedoppelte heißt, Säumige Hülfe ist keine zumeist.

In aller Eile hatte ich mein Pferd vor den Wagen gespannt — so erzählte mir einer meiner Freunde — und war eben im Begriff einzusteigen, als Therese in den Hof trat und mich mit den Worten anredete: „Verzeihen Sie, Herr Ernst, wenn ich ungelegen komme. Meine arme Mutter schickt mich, Sie zu bitten, ob Sie nicht die Güte haben wollten, ihr ein wenig alten Wein zu geben. Sie fühlt sich sehr schwach und kraftlos, sie wird für Sie beten."

Theresens Mutter hatte eine Zeit lang in meinem Hause gedient, und ich hielt es für meine Pflicht, ihr in ihren alten Tagen beizustehen, besonders jetzt, wo sie so krank sich fühlte. Aber schon hatte ich den Fuß auf dem Wagentritt, war in meinen Mantel eingehüllt, mochte nicht gern die Handschuhe wieder ausziehen und in den Keller gehen und Zeit verlieren, daher sagte ich zu There=

sen: „Ich fahre nur nach Monza und komme vor Abend zurück, dann will ich euch geben, so viel ihr wollt.“

Auf Theresens Gesicht bemerkte ich einen Zug von Wehmuth und Bitterkeit, der mir durch die Seele ging. Gleichwohl fuhr ich fort, besorgte in aller Eile meine Geschäfte und war Punkt fünf Uhr wieder zu Hause. Sogleich gehe ich in den Keller, nehme zwei Flaschen vom besten Weine und eile damit zur Wohnung der Alten. Auf der Schwelle finde ich Theresen: sie hat ihren Kopf in den Schoos gesenkt und weinte bitterlich. „Nun Therese, wie gehts deiner Mutter?“

Schluchzend und ohne mir eine Antwort zu geben, wies sie mit der Hand nach der Kammer hin. Ich ging hinein und sahe die Mutter — vor wenigen Minuten war sie verschieden. Auf dem Antlitze der Verstorbenen glaubte ich einen harten Vorwurf zu lesen. Vielleicht hätte ein wenig von dem alten Weine ihr Leben um einen Tag verlängert; vielleicht wäre sie ruhiger gestorben, hätte sie den unschuldigen Wunsch erfüllt gesehen; vielleicht starb sie gar betrübt darüber, daß ihr ehemaliger junger Gebieter ihr eine letzte Bitte versagte. Von jener Zeit an begegnet mir nie eine arme Alte, ohne daß ich Gewissensbisse empfinde und um ihnen zu entgehen, empfehle ich immer den Spruch:

Nie verschiebe eine Pflicht,
Hast du Zeit, so säume nicht!

33.

Antonio Canova

und

die zarte Wohlthat.

Die Art und Weise, wie man dem Nächsten eine Wohlthat erweist, ist eben so viel, ja noch mehr werth, als die Wohlthat selbst. Wenn ihr Einen erst gedemüthiget sehen wollt, ehe ihr ihm beisteht, wenn ihr erst verlanget, daß er mit Schamröthe auf den Wangen euch wiederholentlich sein Elend auseinandersetze und von euch eine Unterstützung erflehe, wie könnet ihr von einem solchen Dankbarkeit erwarten? Die wahre Freude und die wahre Tugend des Wohlthuns ist nur bei dem, der hingeht und den Dürftigen im Verborgenen aufsucht, der ihm die Beschämung des Bittens erspart, der gleichsam wie ein Engel Gottes ungesehen den Betrübten tröstet und seine Thränen trocknet.

Antonio Canova — er starb zu Venedig am 13. October 1822 in einem Alter von 65 Jahren — war

Italiens größter Bildhauer der neuern Zeit. Aber dieses Lob würde ich nicht hoch anschlagen, wenn ich nicht hinzufügen könnte, daß er auch ein Mann von ausgezeichneter Herzensgüte war. Die vielen Kriege und die großen politischen Veränderungen, deren Schauplatz am Ende des vorigen und im Anfange des jetzigen Jahrhunderts Italien war, hatten viele Menschen in Armuth versetzt; in besonders übler Lage waren die Künstler, die Maler und Bildhauer, welche in dieser Zeit der Unruhe und bei den ungeheuren Kosten, welche die furchtbare Kriegsgeißel verursachte, keine Beschäftigung fanden.

Canova war in dürftigen Umständen geboren: aber es ist und bleibt wahr, daß nicht die edle Geburt, sondern der edle Wille den Menschen bildet. Durch Fleiß und Arbeitsamkeit stieg er zum Glücke empor, erwarb sich Vermögen, gewann Vertrauen und Ansehn bei Fürsten und Herren; aber er wollte sich dessen nicht allein erfreuen, sondern benutzte es als Mittel, andere Künstler zu unterstützen, indem er theils die Reichen aufmunterte, ihnen zu irgend einer Arbeit Aufträge zu geben, theils selbst Bildsäulen und Gemälde bestellte und ankaufte. In seinem Geburtsorte Possagno ließ er, um einer großen Anzahl Menschen Arbeit zu verschaffen, und um den Zug der Fremden nach jenem Dorfe hinzulenken, einen großen Tempel erbauen. Damit nicht zufrieden, forschte er bestän-

dig nach, ob er nicht irgendwo einen verschämten Armen oder Unglücklichen fände.

So hörte er in Rom, daß ein Maler von allerdings nicht großem Verdienste aber von ehrenwerthem Character in die beklagenswertheste Armuth versunken war. Canova erkundigte sich näher und erfuhr, daß der Maler, aus Scham zu betteln, mit einer bejahrten Frau und einer Tochter sich in solcher Bedrängniß befände, daß sie, um nur das tägliche Brod zu verdienen und sich vor dem Hunger zu schützen, mit einander Charpie zupften.

Canova wurde von solchem Elend tief erschüttert und weil er wußte, daß der Maler eine Unterstützung nicht annehmen würde ohne sie verdient zu haben, so schrieb er ihm folgendes Briefchen:

Sehr geehrter Herr!

Schon längst wünsche ich ein Gemälde von ihrer Hand. Ich bitte Sie daher, irgend einen Ihnen beliebigen Gegenstand zu wählen und denselben ganz nach ihrem Gefallen für mich zu bearbeiten. Mehr als 400 fl. kann ich jedoch nicht darauf verwenden. Die eine Hälfte dieser Summe wird Ihnen vom Ueberbringer dieser Zeilen eingehändigt werden, die andere können Sie bei mir abholen lassen, wenn Sie wollen. Ihr ergebenster

Canova.

Der Maler war über den Auftrag nicht wenig erstaunt und begriff wohl, daß nicht sein Verdienst, sondern überaus große Güte den berühmten Bildhauer dazu veranlaßt habe. Mit Thränen des Dankes segnete die nun wieder auflebende Familie den Edlen, der einem wohlerzogenen Manne das Mißbehagen zu ersparen wußte, etwas Unverdientes zu empfangen, der den Werth der Wohlthat dadurch so sehr erhöhte, daß er sie aus freiem Antriebe, zu rechter Zeit und mit zarter Schonung erwies.

34.

Battista Scorlino
oder
der erste Schritt.

Höret, ihr Knaben, höret die Schauder erregende Geschichte eines berüchtigten Räuberhauptmannes aus seinem eigenen Munde. Mein Gott, in welche Abgründe führt ein erster Fehltritt!

„Ich stamme — so erzählte dieser Unglückliche — ich stamme aus einer wohlhabenden Familie und bin der einzige Sohn meiner Ältern, die mir sehr wohlwollten, besonders die Mutter. Aber leider war ihre große Liebe mit großer Schwäche verbunden: sie ließ mich ganz meiner Laune leben, gestattete mir allen Willen, befriedigte jeden meiner Wünsche; Bosheit erschien ihr als Lebhaftigkeit, meinen Eigensinn nannte sie Festigkeit, meine Lügen fand sie geistreich. Wollte mein Vater mich schelten, so hatte sie immer eine Entschuldigung in Bereitschaft, daher machte ich denn mit voller Dreistigkeit allerhand schlechte Streiche,

wußte ich doch, daß ich von meiner Mutter in Schutz genommen werden würde.

Wie viel besser hätte sie gethan, hätte sie mich getadelt, gescholten, ja geschlagen! Ich würde jetzt nicht im Gefängniß sitzen, verabscheut von Andern, mir selbst zur Schmach.

Mit zehn Jahren brachte man mich in eine Erziehungsanstalt, aber mit der ausdrücklichen Empfehlung an die Vorsteher derselben, mit mir Rücksicht zu haben und mich nicht zu sehr mit dem Lernen zu plagen. Hievon machte ich denn auch redlichen Gebrauch, ich that nichts und führte mich ungezogen auf. Jeden Donnerstag machten wir einen Spaziergang ins Freie. Dicht neben der Thüre der Anstalt stand ein Obsthändler, der Äpfel und gebratene Kastanien verkaufte. Eines Tages bemerkte ich bei demselben ein Körbchen voll frühzeitiger, lieblichduftender, mit zartem Flaum bedeckter Pfirsiche, nach denen mir sogleich der Mund wässerte. Ich paßte die Gelegenheit ab, nahm eine davon weg, und steckte sie in die Tasche.

Welche Gewissensangst nach diesem ersten Diebstahl! Während des ganzen Spazierganges zitterte ich wie Espenlaub; ich sah ein, daß ich unrecht gehandelt hatte, fürchtete entdeckt zu werden, und als wir auf dem Rückwege wieder bei dem Obsthöker vorbeikamen, hätte ich vor Scham in die Erde sinken mögen. Doch kaum waren wir zu Hause angekommen, so nahm ich die Pfirsiche, roch

daran und biß hinein: anfangs kam sie mir bitter vor, weil ich wußte, daß ich sie gestohlen hatte, und weil ich glaubte, es müßten selbst die Wände reden und mich anklagen. Indessen nahm ich mir vor, sie morgen dem Obsthändler zu bezahlen, und nachdem ich so mein Gewissen beruhigt hatte, verzehrte ich sie.

Am andern Tag hatte ich nicht den Muth, dem Obsthändler meinen Fehltritt zu gestehen und ihn zu bezahlen. Das Böse zu thun, dazu hatte ich den Muth gehabt, es zu büßen, dazu fehlte er mir, und ich schwieg. Es war dieß der geringste Diebstahl, den ich in meinem Leben begangen habe, aber er hat mir die meiste Sorge, Unruhe und Reue gekostet, denn es war der erste.

Am folgenden Donnerstag sah ich beim Ausgehen wieder andere Früchte stehen, und da ich es unbemerkt thun konnte, nahm ich wieder eine und labte mich daran auf dem Spaziergange. Beim Nachhausegehen sodann stahl ich die dritte, und sie schmeckte mir nicht mehr bitter. Wie schnell gewöhnt sich der Mensch an das Böse! Wenn das Gewissen mir Vorwürfe machte, sagte ich zu mir selbst: „„Am Ende ist es ja doch nur eine Kleinigkeit. Der Mann wird darum noch nicht arm. Und habe ich ihm nicht schon manchen schönen Pfennig zu verdienen gegeben, wenn ich ihm Kastanien und andere Sachen abkaufte? Ich will ihn schon einmal dafür entschädigen.““

O ich Elender, der ich so mich selber täuschte und indessen verlernte, das Gut des Nächsten zu achten! Als ich nun einmal diese verderbliche Richtung genommen hatte, machte ich mir kein Gewissen daraus, meinen Mitschülern bald eine Feder, bald einen Bogen Papier oder das Vesperbrod zu stehlen. War ich in den Ferien zu Hause, so entwendete ich, wie sich eben die Gelegenheit darbot, Trauben aus des Nachbars Weinlaube, Kuchen aus der Speisekammer, auch Geld aus der Börse meiner Mutter. Einmal nahm ich dem Bedienten eine Lire von einer ihm zu Einkäufen übergebenen Summe: er konnte darüber nicht Rechenschaft geben, wurde für untreu und diebisch gehalten und aus dem Hause gejagt. Auch damals noch rief mir die Stimme des Gewissens zu, mich der Mutter zu Füßen zu werfen und ihr meinen Fehler zu bekennen, aber ich hatte nicht Muth genug, ging auf dem einmal betretenen Wege weiter und ließ es geschehen, daß der Unschuldige für mein Vergehen gestraft wurde.

Nach Verlauf der Ferien kam ich, wie häufig, in das Zimmer des Herrn Rektors, der, in Folge der Empfehlungen meiner Mutter, mich immer auf die höflichste und freundlichste Weise behandelte. Einmal war ich so frech und stahl ihm zwei Thaler. Im Zimmer war Niemand gewesen, als ich, daher wurde ich entdeckt, der Herr Rector beschämte mich in Gegenwart meiner

sämmtlichen Mitschüler und jagte mich aus der Erziehungsanstalt.

Diese wohlverdiente Züchtigung hätte mich bewegen sollen, in mich zu gehen, zumal mein Vater, ein Mann von Einsicht, mir harte Vorwürfe über mein Betragen machte, und mich längere Zeit bei Wasser und Brod einsperrte. Aber meine Mutter sagte, diese kleinen Dieberreien seyen Knabenstreiche, die keine so harte Strafe verdienten, und gab mir heimlich zu essen und zu trinken. Da wurde ich vollends vermessen und schlimmer denn je zuvor: zuerst bestahl ich sie selbst, überzeugt, daß sie mich nicht strafen würde; dann bestahl ich meinen Vater, und als ich mich hinlänglich mit Geld versehen hatte, fing ich an, die Wirthshäuser zu besuchen, schloß mich einem kleinen Kreise von Müssiggängern und Taugenichtsen an und wurde ein Wüstling. An einem Karneval gab ich dem ganzen Abschaum meiner neuen Kameraden ein großes Frühstück: die Zeche belief sich höher als ich erwartet hatte, ich sah mich außer Stand zu zahlen und entwendete eine namhafte Summe aus der Kasse des Theilnehmers am Geschäfte meines Vaters.

Als der Diebstahl ruchbar wurde, fürchtete ich, es möge der Verdacht auf mich fallen und entfloh. So lange ich noch klingende Münze in der Tasche hatte, lebte ich lustig darauf los, dann aber aufs Trockne gesetzt — schloß

ich mich einer Räuberbande an. Von nun an raubte ich vielfach, plünderte Reisende, zündete Häuser an; um Verbrechen zu verbergen, mordete ich; meine Kühnheit machte mich zum Räuberhauptmann, mich, der ich anfangs nicht den Muth hatte, einen Fehltritt einzugestehen! Straßenraub und Mord ward nun mein Geschäft, weil ich nicht gleich im Anfange im Stande gewesen war, der Versuchung einer Pfirsiche zu widerstehen!

Einstmals wollte ich mein Heimathsland wiedersehen, das Land, wo ich in Unschuld und Freude gelebt hatte. Nachts kam ich an nnd näherte mich dem älterlichen Hause: es war verschlossen, unbewohnt, keine lebende Seele mehr da. Mein Weg führte mich am Kirchhof vorüber und auf einem neuen Kreuze las ich bei Mondschein die Namen meiner Ältern und darunter die Worte: „„Gestorben aus Gram, über einen ruchlosen Sohn."" Kummer und Scham über meine Schande hatte sie getödtet.

Endlich erreichte mich der Arm der Gerechtigkeit, und morgen besteige ich das Schaffot."

35.

Martin der Schmied.

Mitten in der Nacht ging Herr Hieronymus, ein reicher und achtbarer Kaufmann in Mailand, aus dem Theater nach Hause. Als er bei der Werkstatt eines ihm bekannten Schmiedes vorbei kam, hörte er noch hämmern, als wenn es heller Tag wäre. Er stellte sich an die Thüre und rief hinein: „Nun Freund Martin, so spät noch bei der Arbeit? Du mühst dich den ganzen Tag ab, reicht er wirklich nicht hin, dir Brod zu schaffen, daß du die Nacht noch zu Hülfe nimmst?“

„Herr Hieronymus, Sie haben ganz Recht, erwiederte Martin, seine Mütze abziehend, am Tage verdiene ich hinlänglich mein Brod; aber sehen Sie, meinem Gevatter Lazaro ist neulich Haus und Werkstatt, seine ganze Habe abgebrannt, und er ist dadurch mit seinem Weibe und zwei kleinen Kindern brodlos geworden. Deßhalb stehe ich des Morgens zwei Stunden früher auf als gewöhnlich und lege mich Abends zwei Stunden später nieder, das macht nach

Verlauf einer Woche gerade zwei Tage aus, deren Verdienst ich dem Armen überlasse. Ich kann ihm auf keine andere Weise beistehen, und dieß macht mir nur ein wenig Arbeit mehr.

Herr Hieronymus war erstaunt über die Gutherzigkeit des Schmiedes und sprach: „Brav, Martin, du thust ein gutes Werk, um so mehr, als dein Gevatter vielleicht nie im Stande seyn wird, seine Schuld zurückzuzahlen.“

„O das sollte mir Leid seyn für ihn, nicht für mich,“ sprach Martin. „Übrigens bin ich überzeugt, daß er, käme ich in einen solchen Fall, ebensoviel und noch mehr für mich thun würde.“

Herr Hieronymus wünschte ihm eine gute Nacht und ging gerührt weiter bei dem Gedanken, wie dieser arme Handwerker durch seiner Hände Arbeit und im Schweiße seines Angesichtes seinen Nächsten unterstütze, während es so viele Reiche gibt, die dasselbe ohne die geringste Beschwerde thun könnten, denen aber der gute Wille fehlt. Um solch edle Gesinnung zu belohnen, begab er sich am andern Morgen wieder zu Martin und reichte ihm hundert Zechinen mit den Worten: „Nimm hin, du bist ein braver Mann, du verdienest Belohnung. Mit dem Gelde kannst du dir Eisen kaufen, dein Geschäft erweitern, für deine Familie besser sorgen, vielleicht auch einige Thaler fürs Alter auf die Seite legen.“

Der Schmied dankte dem Herrn herzlich für so viel Güte, erwiederte aber: „Deuten Sie es mir nicht übel, wenn ich das Geld nicht annehme. So lange ich noch Arme zum Arbeiten habe, ist es nicht Recht, daß ich etwas annehme, ohne es verdient zu haben. Um mich mit Eisen zu versehen, fehlt es mir, wenn auch manchmal an baarem Geld, doch nicht an Kredit, denn ein rechtschaffener und im Zahlen pünktlicher Handwerker findet leicht einen andern ehrlichen Mann, der ihm das Nöthige auf Treu und Glauben vorschießt. Erlauben Sie mir, weil Sie doch so gütig sind, Ihnen einen Vorschlag zu machen: Geben Sie das Geld meinem Gevatter Lazaro, der wird auf diese Weise von aller seiner Noth frei werden, wird wieder Arbeit und Verdienst finden, und ich werde einige Stunden mehr schlafen können."

Herr Hieronymus folgte seinem Rathe, erzählte aber in ganz Mailand von der edlen Gesinnung des Schmiedes Martin, so daß man eine Zeit lang von nichts Anderem sprach. Und was war die Folge davon? Jeder, der eines Schmiedes benöthigt war, ging lieber zu Martin als zu einem anderen, so daß dieser einzig und allein durch seine Geschicklichkeit und Ehrlichkeit sein Geschäft in kurzer Zeit so in Schwung brachte, daß es ihm und seinen Kindern ein bequemes Auskommen sicherte.

36.

Der St. Bernhard.

Einer der Alpenpässe zwischen Italien und der Schweiz ist der des großen Bernhard, über welchen man aus dem Thale Aosta nach dem Kanton Wallis gelangt.

Auf diesem hohen Berge dauert der harte Winter acht Monate lang, und auch in den vier übrigen vergeht keine Nacht, in welcher es nicht friert. Hier oben wachsen weder Bäume noch Gras oder Blumen, wohl aber findest du ewigen Schnee, nie schmelzende Eismassen, welche die darüber hinstreichenden Gebirgswinde noch kälter und rauher machen. Oft brechen diese als Wirbelwinde hervor, bewegen den Schnee wie Wellen des Meeres und verursachen den Sturz von Lawinen.

Wehe dem armen Wanderer, der ruhig seine Straße dahinziehend von solchen Unfällen getroffen wird! In dieser ungeheuren weißen Einöde erkennet er nicht mehr die Spuren des Weges, er weiß nicht mehr, wohin er seine Schritte lenken soll; die Kälte erstarrt seine Glieder, die Weiße des

Schnee's blendet seine Augen, der Wind benimmt ihm den Athem. Mit jedem Schritte tief in den Schnee hinabsinkend fürchtet er die Nähe eines verdeckten Abgrundes, fürchtet er seinen Untergang. Verzweifelter Muth hält ihn noch eine Weile aufrecht, aber bald schwinden bei so gewaltiger Anstrengung die Kräfte, ermattet sinkt er nieder in die Schneemasse, und große Flocken fallen auf ihn herab, als wollten sie noch vor dem Tode das Grab ihm bereiten.

Und vielleicht ists eine Mutter mit ihrem Kinde auf dem Rücken, das sie dem Gattin jenseits der Berge in die Arme legen will; vielleicht ists ein Vater, der von seiner Familie sehnlichst erwartet, auf dem Heimweg begriffen ist, ihr das sauer erworbene Brod zu reichen; vielleicht ists ein Reisender, der nach langem Umherirren in der Welt sein theures Vaterland wiederzusehen und die sinkenden Tage seiner Ältern nun zu beleben hofft.

Wer wird des armen Wanderers in solchem Elende gedenken, wer ihm zu Hülfe eilen?

Die fromme Liebe, meine Theuren! Seyd überzeugt, überall, wo Nothleidende, wo Duldende, wo Weinende sich finden, weiß die fromme Liebe Beistand, Schutz und Trost zu spenden.

Auf diesem 7500′ über dem Meere erhabenen Gipfel hat ein frommer Einsiedler, Bernhard, ein Kloster errichtet, dessen Bewohner, getrennt von aller Welt, allen Bequem-

lichkeiten entsagend, es sich zur Aufgabe ihres Lebens gemacht haben, den Reisenden Hülfe zu leisten. Wenn Schnee fällt, wenn der Sturm braust, läuten die Mönche die Glocke des Hospitiums, deren Ton die Verirrten wieder auf den rechten Weg bringt, dann gehen sie nach verschiedenen Seiten hinaus, zu suchen und zu sehen, ob Jemand in Gefahr sey.

Zu Begleitern, zu Theilnehmern so edler Bemühung haben sie sich große weiße Hunde ausersehen, die, hiezu besonders abgerichtet, fortwährend bellen und umherspüren, ob ein Mensch in der Gegend sich verirrt habe. Wenn nun auch ein Unglücklicher, der Ohnmacht nahe, kaum das Anschlagen der Glocke, das Rufen der guten Einsiedler vernimmt, wenn er nicht Kraft genug besitzt, seinen Hülferuf nach jener Richtung ertönen zu lassen, so ist er darum noch nicht dem Tode Preis gegeben, denn siehe, da kommt in großen Sätzen mit einem Male eines jener guten Thiere, einer jener großen Schäferhunde herbeigesprungen, wirft sich auf den Halbverschmachteten, haucht ihn an und beleckt ihn, streckt sich über ihn hin, und erwärmt ihn, rüttelt und schüttelt ihn und bellt ohne Aufhören.

Der halbtodte Wanderer kommt zu sich, streckt die Hand nach dem Thiere, findet an dessen großem Halsband ein Fläschlein mit gebranntem Wasser, genießt einige

Bayerische Staatsbibliothek München

Tropfen davon und fühlt sich erquickt. Indessen kommen die Mönche, durch das Bellen des Hundes benachrichtigt, mit allerhand Erfrischungen und Stärkungen, mit geistigen Getränken und starkriechenden Belebungsmitteln herbei, tragen ihn ins Hospiz und vollenden dort in den bequemen und reinlichen Zimmern, durch warme Betten, kräftige Speisen, im Nothfalle auch durch Arzneien das Werk der Wiederherstellung. Wenn dann die schlechte Witterung aufhört, setzt der Gerettete seine Wanderung fort.

Während die meisten Hunde abgerichtet werden, dem Wild nachzustellen oder das Haus zu bewachen, werden sie hier erzogen, Menschen zu finden und ihnen das Leben zu retten. So weiß der liebevolle Sinn der Mönche, die sich selbst so vielen Gefahren und großen Beschwerden aussetzen, sogar den Instinkt dieser Thiere zum Heil der Menschheit zu benutzen und jener Vater, jene Mutter, jener Reisende ziehen weiter und segnen die Wunder der Wohlthätigkeit und der Nächstenliebe, welche nur der Glaube zu vollbringen im Stande ist.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

In dem Verlage der **C. H. Beck'schen** Buchhandlung in Nördlingen sind gleichfalls folgende empfehlenswerthe **Jugendschriften** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Christliche Familien-Bibliothek. Herausgegeben von W. M. Büchner, Verfasser des Feierabends, Festbüchleins, Schatzkästleins ꝛc. 1—4s Bändchen von je 130—150 S., in Schillerformat à 7 Ngr. oder 24 kr. pr. Bändchen.

Die christliche Familienbibliothek soll dem Bedürfnisse und Geschmacke aller derjenigen entgegenkommen, welche für solche Unterhaltungsschriften Sinn und Gefühl haben, in denen Reinheit der Darstellung mit christlicher Anschauung Hand in Hand geht. Je mehr sich gegenwärtig das Bedürfniß nach Werken dieser Art fühlbar macht, um so klarer stellt sich heraus, daß die einheimische und fremde Unterhaltungsliteratur dieser Richtung dem christlichen Publikum in ansprechender Form noch wenig dargeboten worden ist. Wir hoffen daher, daß wir für unser Unternehmen eine allgemeine — insbesondere von Seiten christlich gesinnter Familien, Geistlichen, Lehrern ꝛc. lebhafte Unterstützung und Aufmunterung vertrauensvoll erwarten dürfen. — Jedes Bändchen wird einzeln verkauft und auf je 6 Exemplare ein Freiexemplar gegeben.

Erschienen sind bis jetzt:

1. u. 2. Bändchen: A. u. d. T. Erzählungen, Phantasie- und Naturgemälde, 2 Abtheilgn. 260 Seiten. 14 Ngr. oder 48 kr.

3. Bändchen: A. u. d. T. Geistesblüthen. Auserlesene Betrachtungen, Gedanken und Kernsprüche aus dem Gebiete der christlichen Literatur. 150 Seiten. 7 Ngr. oder 24 kr.

Eine Auswahl, welche theils zum Nachdenken über höhere Wahrheiten, theils zur Erbauung und Erneuerung im Sinn und Wandel für jeden Tag neuen Stoff darbietet.

4. Bändchen: A. u. d. T. Blumenlese erbaulicher Lieder und Gedichte. 156 Seiten. 7 Ngr. oder 24 kr.

Proben der höheren Poesie von Tauler bis auf die Gegenwart, welche, so mannichfaltig sie auch sind, doch alle den einen Geist des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe athmen. —

Eltern, die liebenden, an ihre Kinder. Erzählungen für die reifere Jugend zur Erweckung und Belebung ächt religiöser Gesinnungen und Handlungen. Mit 1 Titelkupf. 8. geb. 16 Ngr. oder 54 kr.

Frey, Fr., die Ungarnschlacht oder die Zeiten Heinrich II. u. Otto des Großen. Ein unterhaltendes Lesebuch für das Volk und seine Jugend. Mit 1 Stahlstich. 8. geh. 8 Ngr. oder 27 kr.

Meynier, J. H., Fortuna, oder merkw. Reisebegebenheiten zu Wasser und zu Lande. Ein Unterhaltungsbuch für die gebildete Jugend. 2te Aufl. Mit illum. Kupf. geb. 16 Ngr. oder 54 kr.

Wich, J. P., Steckenpferd und Puppe. Den lieben Kleinen und ihren wahren Freunden geweiht. 8. 64 S. geh. 6 Ngr. od. 20 kr.

Dasselbe. Mit 6 Stahlstichen. Eleg. geb. 12 Ngr. oder 36 kr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Cantù, Cesare,

Der gute Knabe Erzählungen eines Schullehrers ; mit 1 Stahlst

Nördlingen 1848

Paed.pr. 631
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759474-9